Hom.
381
mf

V - Fin. 387.

Der

Ruf des Evangeliums.

Ein vollständiger

Jahrgang von Predigten

über

die sämmtlichen Evangelien

des

katholischen Kirchenjahres.

BIBLIOTHEK

Von

Dr. Johann Martin Düx,

Regens des bischöflichen Klerikalseminars zu Würzburg.

Erstes Bändchen.

Regensburg, 1842.

Verlag von **G. Joseph Manz.**

b

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Wenn die gegenwärtigen Predigten, ursprünglich für den Druck nicht geschrieben, gleichwohl in Folge einer äußern Veranlassung der Oeffentlichkeit hiemit übergeben werden: so sind sie wenigstens weit von dem Anspruche entfernt, als Musterreden auftreten zu wollen. Größtentheils auf der Kanzel der Pfarrkirche des Julius-Hospitals abgehalten, wurden sie von dem Verfasser vor ihrem Vortrage nach Maßgabe der jedesmal verfügbaren Zeit und der jeweiligen Gemüthsstimmung niedergeschrieben, woher es kam, daß ihr Umfang ungleichmäßig ausgefallen ist. Manche derselben haben auf diese Weise das Maß von umfassenderen Entwürfen nicht überschritten, deren zweckmäßige Erweiterung dem mündlichen Vortrage vorbehalten blieb: andere dagegen erfuhren eine reichere Ausführung.

An der ursprünglichen Anlage vorliegender Reden zu ändern, um eine größere Gleichförmigkeit derselben unter sich zu erzielen., dazu konnte der Verfasser sich nicht entschließen, von der Ansicht geleitet, daß allzu fein und ängstlich schulgerecht zugerichtete

Predigten dem segenreichen Eingange und Eindrucke der christlichen Wahrheit wenig Vorschub leisten.

Das Material betreffend, glaubte der Verfasser es sich nicht versagen zu dürfen, da und dort von den schönen Sammlungen der Alten einen passenden Gebrauch zu machen.

In Bezug auf die Bearbeitung des biblischen Stoffes strebte der Verfasser, so viel immer es mit dem Zwecke der erbaulichen Schriftbetrachtung verträglich ist, der historisch-literalen Behandlung der evangelischen Perikopen eine vorwiegende Berücksichtigung zu verschaffen, da auf ihn die in der neueren Zeit wieder stärker sich einschleichende Sitte, über den Literalsinn hinweg zu den heterogensten Beziehungen und Anwendungen der biblischen Texte maß- und gedankenlos überzuspringen, allemal einen widerlichen Eindruck gemacht hat.

Möchten die gegenwärtigen Predigten einigermaßen dazu beitragen, den Erbauung suchenden Laien in die Betrachtung der sonntäglichen Evangelien fruchtbringend einzuführen, katholischen Predigern aber einzelne Winke und Gedanken zu weiterer Ausführung und Anwendung bieten! Die Verwirklichung dieses Wunsches würde dem Verfasser zur Aufmunterung und zur besonderen Freude gereichen.

Würzburg, am 1. August 1841.

Der Verfasser.

Der erste Sonntag im Advent.

(1837.)

I.

Wenn ihr alle jene Ereigniſſe ſehet, ſo ſchließet daraus, daß das Reich Gottes nahet. Luk. 21, 31.

Welch ein ernſtes Wort redet der Herr im heutigen Evangelium und in dem des vorigen Sonntags zu den Menſchenkindern! Die Ankunft des Menſchenſohnes mit furchtbarer Majeſtät, die Erſchütterung und Zertrümmerung aller Elemente, das Hinſchmachten der Menſchen vor Zittern und Beben, der Poſaunenruf des Engels aus den Wolken, das Gericht — das Alles iſt der erſchütternde Inhalt der Mahnungen und Drohungen des Weltenrichters, die er aber noch als Heiland, als Retter an ſeine Gläubigen richtet. Zweimal nach einander — am Schluſſe und am Eingange des Kirchenjahres predigt die Kirche aus Jeſu Mund der Welt — ihren Untergang, Tod, Gericht, Ewigkeit! Iſt das nicht eine nachdrückliche Mahnung für

jeden Einzelnen, mit dem Gedanken an die letzten Dinge das Leben anzufangen, fortzusetzen und zu enden? Ist das nicht die dringendste Aufforderung für jeden Menschen, den Gedanken an Tod und Gericht das Erste und Letzte an jeglichem Tage seyn zu lassen? Christus selbst mahnt, und kündigt sich als Richter an; und wir sollten sein Wort in den Wind schlagen? Können wir dadurch sein Gericht von uns abwenden, daß wir nichts davon hören wollen?

Wer klug ist, und seine Seele liebt, der horcht auf jedes dieser Worte, und betrachtet jedes derselben als die wirksamste Arznei für seine Seele. Mehr als Eine Wahrheit trägt darin der Herr uns vor. Mehr als Einen Tag bezeichnet uns seine Vorhersagung. Einer derselben ist wohl Allen einleuchtend aus der Beschreibung der fürchterlichen Dinge, die ihm vorhergehen werden; das ist der Tag des allgemeinen Gerichtes. Nicht so klar erkennt vielleicht Mancher den andern Tag, den des besonderen Gerichtes, obschon er deutlich genug vom Herrn bezeichnet worden ist. Leicht erkennen wir aber auch einen dritten Tag des Gerichts, der den beiden ersten vorhergeht; und dieser ist der Tag unseres Lebens, an dem jeder sich selbst richten muß, wenn die beiden folgenden Gerichtstage nicht Verwerfungstage seyn sollen. Es wäre gewissenlos, wenn wir heute, wo die Kirche von nichts als vom Gerichte redet, den Gedanken an Tod und Gericht als einen widerlichen von uns wegschieben wollten! Nein! vielmehr sey dieser Gedanke unsere einzige Beschäftigung. Wir werden erfahren:

I. Wie wir alle Ursache haben, das allgemeine und das besondere Gericht zu fürchten.

II. Wie wir durch ein strenges Selbstgericht einem unseligen Gerichte vorbeugen sollen.

I.

Ueberall, wo Christus vom Gerichte redet, legt er sich den Titel: Menschensohn, bei. „Ihr werdet des Menschen Sohn kommen sehen auf den Wolken" (Matth. 26.); ferner: „So wird die Ankunft des Menschensohnes seyn." (Matth. 24.) Liegt nicht schon in diesem Worte etwas Höheres verborgen? Ist dieser Titel nicht gewissermaßen ein Vorwurf für die undankbaren Menschen? Als Menschensohn wird er einst kommen, um über die Menschen Gericht zu halten. Die menschliche Natur hat er einst aus unermeßlicher Liebe angezogen, um den Menschen zu Gott hinaufzuziehen, und das gerechte Verdammungsurtheil von den Menschen zu nehmen, dieses Urtheil an sein Kreuz zu heften, und den alten Schuldbrief zu tilgen. An dem Kreuze litt und starb er als Menschensohn. Als Menschensohn vollbrachte er die Erlösung, und durch die Erlösung hat er sich vom Vater das Richteramt erworben über alle Menschen. Als Menschensohn kömmt er deßwegen zum Gerichte, zum Zeichen, daß er Allen die Pforte des Himmels geöffnet, Alle erlöst und losgekauft habe von dem Gerichte der Sünde. Den Gerechten ist er das Zeichen des Jubels, den Bösen aber die schreckliche Erinnerung, daß sie die Gnade des Menschensohnes verachtet und vor ihm keine Entschuldigung haben.

Als Menschensohn nun, dem vom Vater alle Gewalt über die Menschen gegeben worden, zieht er Alle vor sein Gericht, nach des Apostels Ausspruch: „Wir werden Alle vor dem Richterstuhle Christi erscheinen müssen, damit

Jeder empfange nach dem, wie er im Körperleben gehandelt hat, es sey gut oder böse." Es ist hier offenbar das allgemeine Gericht gemeint; denn es heißt: wir Alle müssen offenbar werden, nicht bloß ein Jeder für sich. Allgemein wird das Gericht seyn, denn dort vor aller Welt will der heilige und gerechte Richter Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit offenkundig machen. Diese Offenkundigkeit wird veranstaltet wegen der Guten und wegen der Bösen. Zu Schanden soll die böse Welt werden in ihren Freunden und in ihren Werken; sehen soll sie, wie abscheulich sie gehandelt an den Guten und Gerechten, die sie unterdrückt, und an den Gottlosen, die sie mit Gewalt oder List empor-gehoben hat. Nur Wenige, oder vielleicht kein Einziger, kannten die Unschuld der Einen, und das Verbrechen der Andern; man nahm also auf Erden die Unschuld für Laster, und das Laster für Unschuld hin; beides muß an das Licht kommen, beides soll nun Allen offenbar werden, den Zeitgenossen, wie den früher und später Lebenden. Umgekehrt — Viele kannten die Unschuld und sahen sie schutz- und nutzlos leiden, seufzen und weinen, das Laster triumphiren, und nahmen vielleicht Anstoß an Gottes Gerechtigkeit. Hier wird sie diesen und der ganzen Welt sonnenklar vor die Augen treten.

Vor Christi Richterstuhl geschieht die Kundmachung! O welch eine Bestürzung für die verschmitzte oder heuchlerische Bosheit! Vor menschlichen Gerichten kann der schlaue Bösewicht Vieles bedecken, beschönigen und mildern, ja selbst läugnen und den Urtheilsspruch vereiteln; aber Gott ist nicht wie Menschen, daß er könnte hintergangen und überlistet werden. Wie niederschmetternd wird ein solches Gericht für euch seyn, die ihr keine höhere

Seligkeit kennet, als groß, angesehen, geehrt, gefeiert im Urtheile der Menschen zu seyn? Die ihr darauf ausgehet, eure Flecken und eure Lasterfäulniß zu übertünchen, und die Menschen zu hintergehen, daß sie euch für wahrhaft gut und tugendhaft ansehen! Wie mag es euch zu Muthe seyn, die ihr Alles auf das Urtheil der Menschen haltet; und an ein göttliches gar nicht denket! Es ist ein öffentliches Gericht, wie himmelweit verschieden von menschlichen Urtheilen, auch wenn sie noch so ungünstig für den Uebelthäter seyn würden. Es ist doch immer nur eine gewisse Anzahl von Menschen in einer Stadt, Gemeinde, in einer Gegend, einem Lande, die um eine böse That wissen. Häufig gelingt es dem Uebelthäter, sich bei Andern wieder ein günstiges Urtheil zu verschaffen; ohnehin kann er seine Gesinnungen und Absichten verhüllen und beschönigen vor den Menschen. Aber bei diesem Weltgerichte— wie könnte da auch nur Ein Flecken unentblößt bleiben? Was nützte da das Lob einer ganzen Welt, wenn uns Gott tadelte? Was schadet da der Tadel von Seite der ganzen Welt, wenn Gott seinen Beifall ausspricht? Gerade der und kein Anderer bist du, als welcher du vor Christi Richterstuhl erscheinest; denn vor diesem bist du völlig durchsichtig mit Allem, was du gedacht, begehrt, geredet und gethan hast. Vor diesem Richterstuhl wirst du seyn wie ein Gefäß von hellem Krystall, das der Sonne ausgesetzt auch nicht den geringsten Flecken verbergen kann. Im Gerichte steht der Mensch der göttlichen Sonne gegenüber, seine Ungerechtigkeit wird beschienen von der höchsten Gerechtigkeit, sein Undank von der höchsten Gütigkeit; die Lüge steht vor der Wahrheit! Du mußt offenbar werden. Welche Verwirrung! Wie ganz anders mußt du dann

erscheinen, als du den Menschen schieneſt. Deine Verwirrung muß schrecklich seyn; denn dann wirſt du deine Uebelthaten nicht nach dem Maßſtabe meſſen, wie ſie andere ebenfalls leichtfertige Menſchen anſehen; ſondern ſo, wie ſie vor den Augen der Wahrheit, vor dem Richterſtuhle Chriſti erſcheinen.

Dieſe fürchterliche Offenbarung wird nichts anderes ſeyn, als eine abgenöthigte Beicht, die du über dasjenige ablegen mußt, was du jetzt in dem Sündenbekenntniſſe verkleinerſt, oder verheimlicheſt oder entſchuldigeſt, nichts anderes als ein abgezwungenes Bekenntniß deſſen, was du hienieden aus Bußloſigkeit gar nicht bekenneſt. Nicht bloß die Sünden, die du mit dem Geiſte begangen, werden wie eine Zentnerlaſt auf dein Herz fallen, ſondern auch die mit dem Leibe verübten; denn der Apoſtel ſpricht auch von dem dem Körper Angehörigen, was dieſer verrichtet hat, Gutes oder Böſes. Urſache genug, vor dem Gerichte zu beben! Wie oft achtet man die Leibesſünden für geringe, weil man die Gelüſte des Leibes für etwas Natürliches und deßwegen Gleichgültiges hält, dem man nachgeben müſſe und nachgeben dürfe. Auch dieſe Ausſchweifungen werden als nackte Schande vor der Welt eben ſo ausgebreitet da liegen, wie vor deinen eigenen Augen in den Stunden klarer Erkenntniß und des erwachten ſtrafenden Gewiſſens.

Endlich wird jeder nach ſeinen eigenen Werken empfangen, wie er ſelbſt gethan, Gutes oder Böſes. Was hilft es, wenn Alle für dich flehten und für dich Erſatz leiſten wollten? Bei menſchlichen Gerichten kömmt Vieles von außen vor, was die Strafe ermäßigen kann. Das Weltengericht trifft bloß dein Werk und deinen Willen,

alles Andere bleibt unberücksichtigt. Eine Empfehlung, eine Begünstigung, eine mildernde Fürsprache giebt es nicht.

Wer wollte sich mit dem langen Ausbleiben des großen Tages trösten und denken: Was habe ich von ihm zu fürchten, der noch so ferne ist, von dem Niemand weiß, wann er kommen werde? Aber — ist nicht gerade diese Ungewißheit der Zeit ein Grund mehr zur Furcht? Ferner, wäre auch der allgemeine Gerichtstag noch ferne, so ist der Tag des besondern Gerichts jederzeit nahe, jederzeit zu nahe! In Bezug auf diesen hat der Heiland gemahnt: „Seyd bereit, denn zur Stunde, wo ihr es nicht vermuthet, wird der Sohn des Menschen kommen.“ Es ist gewiß die höchste Thorheit, nur eine Minute der Vorbereitungszeit zu verlieren. Das war ja eben auch die Thorheit und das Unglück der fünf unklugen Jungfrauen, daß sie die Ankunft des Bräutigams noch ferne glaubten, und die nöthigen Vorbereitungen verabsäumten. Im Leben, wo man den Tod noch ferne glaubt, muß man sich auf den Tod bereiten; wer nicht in gesunden Tagen auf den Tod gerüstet ist, der wird von diesem gewiß unvorbereitet überfallen. Jene Zurüstung, die erst gegen das Ende geschieht, ist keine Zurüstung, sondern eine Verwirrung, eine Ueberrumplung, wie sie bei den fünf thörichten Jungfrauen gewesen ist.

Also auch das besondere Gericht giebt uns nicht weniger Ursache, auf unserer Hut zu seyn, als das allgemeine; denn es ist derselbe Richter, dieselbe Gerechtigkeit, dieselbe Strenge; und es gilt die Entscheidung unseres Looses für die ganze Ewigkeit. Wie haben wir es anzufangen, daß der Gerichtstag kein Verdammungstag für uns werde?

II.

Einen Tag haben wir, über den wir gebieten können, der uns wenigstens in Ansehung der Verwendung freigegeben ist; und das ist unser Lebenstag, unsere Lebensdauer. Diese ist gegen die Ewigkeit kaum als ein Tag, ja kaum als eine Stunde zu betrachten, und doch ist dieser kurze Lebenstag als Geburtstag für die Ewigkeit anzusehen. Daher ist jeder Augenblick davon mit der größten Gewissenhaftigkeit zu benützen. Das ist der Gerichtstag, an dem wir Gericht über uns selbst halten müssen, um die beiden göttlichen Gerichtstage glücklich zu bestehen. Uns selbst sollen und dürfen wir richten, um nicht zur Verwerfung gerichtet zu werden.

Unabläßig müssen wir an unserem Selbstgerichte arbeiten, denn „der Tag des Herrn wird wie ein Dieb in der Nacht kommen." (I. Thess. 5, 2.) Ehe dieser Tag kömmt, wo selbst der Starke bitterlich weinen und schreien wird, prüft Gott den Menschen, um zu erfahren, ob er stark und getreu sey. Ob er nun dieses wirklich gewesen sey, das wird der Tag des Herrn lehren. Was uns Gott hier Trauriges und Hartes zusendet, das ist gewissermaßen schon ein Gericht unsrer selbst. Was im alten Bunde dem Volke Israel gesagt ward, das gilt auch den Christen. Im 5. Buche Mosis heißt es: „Der Herr euer Gott läßt Versuchungen über euch kommen, damit es offenbar werde, ob ihr ihn liebet, oder nicht, aus ganzem Herzen und aus ganzer Seele." (Deut. 13, 3.) Darin besteht also das Gericht Gottes schon bei Lebzeiten des Menschen, daß er Trübsal über ihn kommen läßt, darin das Selbstgericht des Menschen, daß er sich füge und bewähre. In diesem Sinne spricht der Apostel: „Werden wir aber gerichtet, so

werden wir vom Herrn gezüchtiget, damit wir nicht mit der Welt verdammet werden." (I. Kor. 11, 32.) Sieh! so mußt du, o Christ! deine Trübsale betrachten als ein Gericht Gottes hienieden, um der Verdammung zu entgehen. Gedulde dich also, harre aus, trage gerne das auferlegte Kreuz, es ist das Unterpfand eines glückseligen Gerichtstages. Was thut und duldet nicht der Mensch Alles, wenn er weiß, er kann sein zeitliches Leben erhalten und retten? Solltest du deßwegen nicht noch mehr thun und dulden, um dein ewiges zu sichern und zu retten? Kann es noch ein Uebel, einen Schmerz, eine Noth, eine Unbild geben, die du nicht willig ertragen solltest, um ein unglückseliges Gericht von dir abzuwenden? Solltest du nicht in allem Elende dich mit dem tröstlichen Worte stärken: Ich werde vom Herrn gezüchtigt, damit ich nicht mit der bösen Welt verdammt werde! Würde dir Gott statt der Leiden beständiges Wohlergehen gewähren, könntest du über dein künftiges Gericht noch beruhigt seyn? Nein! du hättest alle Ursache zu zittern und zu beben. So lange dich Gott nicht prüfen läßt, so lange schmeichle dir nicht, und halte nichts Gutes auf dich; denn du täuschest dich sicher. Du sollst zeigen, w e r du bist; das kannst du nur durch jene Verfolgung, die ungerechter Weise wider dich anstürmt, durch jene unverschuldete Verdächtigung deines guten Namens, durch jene grobe Unbild, durch jene Krankheit, durch jenen Eigensinn und harten Willen deiner Mitmenschen, von dem du alle Tage Vieles zu leiden hast. Durch dieses und Anderes kannst du das strenge Gericht Gottes von dir ablenken und dich selbst richten. Bleibst du standhaft, tapfer und treu; so wirst du jenen beigezählt werden, von denen geschrieben steht: „Gott ließ sie ver-

suchen, und fand sie Seiner würdig." (B. d. Weish. 3, 5.) Hältst du nicht Stand, murrest, klagest, lästerst du im Unglück, oder lässest du die gewohnten Uebungen der Andacht fahren, so bist du unwürdig der Prüfung, und übest nicht das Selbstgericht; denn du wendest dich ab von Gott. „Wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt, und mir folget, der ist meiner nicht werth."

„Die Feuerprobe wird entscheiden, wie eines Jeden Werk beschaffen ist." (I. Kor. 3, 13.) Das Feuer hat die Kraft, das ächte Gold zu scheiden vom unächten, das Feuer der Trübsal sondert auch die ächten Jünger Christi von denen, die es nicht sind. Das allgemeine Gericht hat sein eigenes Feuer, das die Guten von den Bösen scheidet, und das besondere Gericht hat auch sein eigenes, das Feuer der Hölle für die Verworfenen, das Reinigungsfeuer für die Auserwählten, aus dem dieselben, früher oder später hervorgehen werden, je nachdem mehr oder weniger an ihnen zu läutern war. Der zeitliche Gerichtstag, der in der Trübsal besteht, hat gleichfalls sein eigenes Feuer, wodurch sich der Mensch bewähren muß; dieses Feuer ist eben die Trübsal, wodurch der Mensch gebrannt wird. „Ich will sie brennen, wie man das Silber brennt, und sie läutern, wie man das Gold läutert." (Zach. 13, 4.) Das Feuer wird eines Jeden Werk offenbaren. Die Bösen werden dem Schmerze unterliegen, die Guten aber ihn aushalten. Bestehst du dieses Feuer, so hast du eine der vornehmsten Arten des Selbstgerichtes bestanden!

Was heißt ferner, sich selbst richten? Es heißt, täglich und stündlich sich selbst Rechenschaft abverlangen von Gesinnungen, Worten und Thaten. Es heißt, das aufgefundene Unrecht an sich selbst verdammen, unerbittlich seyn

gegen die Eigenliebe, den Stolz, die Rechtfertigungssucht, die Rachgierde u. s. w. Es heißt, sich nicht selber schmeicheln und sich nicht schmeicheln lassen, als sey man vollkommen, gut und rein, wenn uns das Gewissen und Gottes Gesetz etwas Anderes sagen. Es heißt ferner, jeden Tag — besonders am Abende — sich selbst erforschen, und mit sich selbst zu Gericht sitzen, Alles vor den Augen des Geistes vorüberziehen lassen, was den Tag über geschehen und unterlassen worden ist, Alles bestrafen, was Unrecht war oder werden kann. Würde der Mensch so sich selber richten, ein ganz Anderer müßte er in Kurzem vor sich selber und vor Gott seyn. Könnte man dann noch Gewohnheitssünder sehen, noch mehrjährigen Haß, noch anhaltende Unreinigkeitssünden? Fortwährendes Selbstgericht ist der starke Wächter und der Vorposten, vor dem die Sünde keine Wohnung im Herzen aufzuschlagen vermag!

Sich selbst richten heißt weiter: die Mahnungen Christi wegen des Gerichtes auf allen seinen Lebenswegen im Herzen mit sich tragen, und sohin stets in Erwartung des Gerichtes leben. Es heißt eben deßwegen auch: nichts thun, was dir zum Unglücke ausschlagen müßte, wenn dich der Richter dabei überraschte; es heißt: die Gewissensrechnung stets in Bereitschaft legen, seine Zweifel berichtigen, sein Unrecht gut machen, die Schulden abtragen, welche die Gerechtigkeit, die Dankbarkeit oder die Treue gegen Gott und Menschen auflegt.

Sich selber richten — heißt also: jeden Augenblick denken, der Richter ist vor der Thüre; nicht denken, ich habe noch lange zu leben, mit der Rechenschaft hat es noch Zeit!

Sich selber richten heißt: sein eigener strenger An-

kläger vor Gott seyn im Bußgerichte, oft und ernst, und zwar so, als wäre es das Letztemal; es heißt unabläßig bethen um die Gnade eines guten Todes und um eine glückselige Todesstunde. Es heißt endlich: Krankheit und schwindende Kräfte als die Vorboten des nahenden Todes begrüßen, und zum letztenmale Alles in die schönste Ordnung legen.

Wie Wenige richten sich selbst? Wie Viele verfallen in ein schreckliches Gericht darum, weil sie nicht mit sich in's Gericht gingen? Wie Wenige denken in gesunden Tagen daran: daß der Herr des Nachts kömmt, wie ein Dieb. Die Folge ist, daß sie auch wirklich vom Gerichte überfallen werden in der Nacht, recht eigentlich in der Nacht der Sünde, des Lastertaumels und des Weltrausches! Unbegreiflich! Das ganze Leben hindurch täuschen Manche die Menschen mit erheuchelter Tugend, und geizen nach günstigen Urtheilen der Menschen; und um das Urtheil Gottes kümmern sie sich nichts! Wie gewissenlos! Nicht einmal die Krankheit macht sie auf die Ankunft des Herrn aufmerksam; Alles wird entfernt, was sie an das Gericht erinnern und den Richter noch, wenn auch spät genug, versöhnen könnte. Man verschmäht in der letzten Stunde noch die Gnade des Erlösers, denkt nicht an den Richter, ja man will ihn nicht einlassen! Aber er ist da! Wehe denen, die er in diesem Zustande trifft; wohl denen, die ihn erwartet haben! Amen.

Der erste Sonntag im Advent.

(1836.)

II.

Es werden Zeichen an Sonne, Mond und Sternen geschehen. Luk. 21, 25.

Es ist merkwürdig, daß das katholische Kirchenjahr mit einem Evangelium anfängt und endet, welches uns das Ende der Welt und das letzte Gericht in so schreckbarer Gestalt vor Augen hält. Im Evangelium des vorigen Sonntags hörten wir die Zerstörung Jerusalems, und nebenbei das allgemeine Weltende mit den schauderhaften Vorzeichen; im heutigen wird uns noch einmal die lebhafte Beschreibung vom Einsturze des Weltgebäudes, von den Zeichen an Sonne, Mond und Sternen, von dem Zittern und Beben der ganzen Schöpfung, von der Angst der Menschen, gegeben; ja die Posaune des Gerichts tönt schon an unser Ohr; es blitzet schon in unser Auge jener furchtbare Glanz des auf den Wolken zum Gerichte niedersteigenden Erlösers.

Nicht vergebens hören wir zweimal nach einander dieselbe Rede oder vielmehr dieselbe Donnerstimme. Die heilige Kirche fängt ihren Unterricht mit dem Ende der Welt und dem Gerichte an, und schließt ihn auch damit

nach Verlauf eines Jahres. Ihre Lehren und Ermahnungen gehen von diesen letzten Ereignissen aus, und hören damit auf, um von Neuem damit anzuheben.

Wie außerordentlich wichtig muß ihr also die zweite Ankunft des Herrn vorkommen, da sie so eindringlich uns mahnt, uns auf dieselbe gefaßt zu halten! Denn fassen wir ihre Mahnungen zusammen, so heißen sie nichts anders, als: Gedenk, o Mensch, der letzten Dinge, so wirst du nicht sündigen. Die heilige Zeit, die wir Advent nennen, ist die Vorbereitung auf die Geburt Christi — auf seine erste Ankunft im Fleische. Die lebhafte Erinnerung an seine zweite Ankunft als Richter soll uns den Weg bahnen zu würdiger Aufnahme des im Fleische zu uns gekommenen Gottmenschen. Das Evangelium des ersten Advent-Sonntags will uns also sagen: Sehet! der sich bis zur menschlichen Natur aus Liebe erniedrigt hat, wird einst euer Richter seyn, wenn er zum zweitenmale erscheinen wird. Durch die Erlösung ist er unser Herr und Richter geworden. Durch die Erlösung hat er euch Gaben und himmlische Güter anvertraut, deren Früchte er einst als Richter sehen will. Durch seine Geburt hat er die Aussaat begonnen, durch sein Leben fortgesetzt, durch seinen Tod vollendet, als Richter wird er die Ernte sammeln, und den Waizen vom Unkraute sondern. Nur wenn ihr in seinem Gerichte bestehet, werdet ihr den Endzweck Seiner Geburt und Erlösung erreicht haben. Wenn ihr den Erlöser würdig verehren und anbethen wollet, müßt ihr zuvor den Richter fürchten. Alles kömmt also darauf an, daß ihr euch ein glückseliges Gericht vorbereitet. Wir wollen diesem Winke des Evangeliums folgen und in uns heute eine heilsame Furcht

vor dem Gerichte erwecken durch Betrachtung dieser beiden Fragepunkte:

I. Wann wird Gericht gehalten?

II. Worüber wird Gericht gehalten?

I.

Die erste Ankunft Christi ist uns völlig bekannt nach Zeit und Umständen, nicht so die zweite. Der Apostel sagt in seinem ersten Briefe an die Thessalonicher (5, 2.): „Der Tag des Herrn wird kommen, wie ein Dieb zur Nachtszeit;" und das Evangelium meldet uns ebenfalls die Gerichtsstunde als eine ungewisse. „Von jenem Tage aber und der Stunde weiß Niemand, auch die Engel im Himmel nicht, nur der Vater allein." (Matth. 24, 36.) In mehreren schönen Gleichnissen wird uns dieselbe Lehre vorgetragen, unter andern in jenem Gleichnisse von den klugen und thörichten Jungfrauen, und dem unvermuthet ankommenden Bräutigam, dessen Ankunft die unvorbereiteten verfehlten.

Aber sollten wir denn über das Gericht gar nichts mit Bestimmtheit wissen? Gerade soviel wissen wir davon mit Bestimmtheit, als wir zu wissen brauchen, die zwei Wahrheiten nämlich: Es giebt ein besonderes und ein allgemeines Gericht. Beide Arten von Gericht erwarten ganz sicher einen Jeglichen.

Das besondere geschieht gleich nach dem Tode. „Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, und nach dem Tode ist das Gericht." Die Stunde dieses besondern oder geheimen Gerichtes ist eben so ungewiß, wie die Todesstunde selbst. Das Gericht würde nicht so schrecklich seyn, wenn der Tag seines Eintrittes gewiß wäre. Aber der

Tod, der Vorläufer des Richters, ruft dann gewöhnlich, wann er am wenigsten erwartet wird. Wenn er in einem Hause einkehrt, so fragt er nicht, wer darin am ältesten und gebrechlichsten sey, sondern jenem kündigt er das Gericht an, dessen Berufung ihm der Herr aufgetragen, und sey er der gesundeste und jüngste. Sehr Viele ergreift er ohne alle Umstände und Einladungen, ihnen nur das Einzige zusprechend: Folge mir! Magst du nun deine Rechnung im Reinen haben, oder aufgeschoben, das kümmert mich nicht, ich warte nicht, folge mir nur! Du hast Zeit genug gehabt. Hast du sie vergeudet? Nun, so ist dein die Schuld; jetzt hast du zu gehen!

Glück noch hat derjenige, dem eine tödtliche Krankheit den im Anzuge begriffenen Richter ankündigt. Aber weiß man denn so bestimmt, welches die letzte, die tödtliche Krankheit ist, und wie lange sie daure? Da man dieses nicht weiß, so weiß man auch den Augenblick des Gerichtes nicht gewiß. Wir haben für unser Verhalten Alles an jenem Spruche des heiligen Augustinus: „Nichts ist gewisser als der Tod, nichts ungewisser als die Todesstunde. Der letzte Tag bleibt uns verborgen, damit alle Tage wohl benützt werden mögen.“ Deßwegen läßt uns der Herr den Augenblick des Gerichtes ungewiß, damit wir beständig uns sagen sollen: Jetzt wird Er kommen! Der Herr sagt die Stunde nicht voraus, denn seine Knechte sollen immerdar ihn erwarten und wachen. Job ist uns ein Beispiel dieser Wachsamkeit. „Alle Tage meines Streitdienstes, spricht er, warte ich auf meine Auflösung; wirst du mich rufen, ich werde dir antworten.“ (Job 14, 14.)

Wäre es auch gut, wenn ein Jeder den Augenblick wüßte, der ihn vor das Gericht stellt? Wie Mancher

würde, sich selbst täuschend, vielleicht so rechnen: Ich habe noch lange zu leben, es übrigen noch zwanzig, dreißig Jahre; da kann ich mir's noch wohl seyn lassen. Ich will erst meine Lust büßen, meinen Freudenwein austrinken; dann macht's mir mehr Muth, an die ungewisse Ewigkeit zu denken, und meine Christenpflichten zu erfüllen, die mir zur Zeit noch lästig sind, wenn ich nur an sie denke! Ich komme schon noch frühe genug an's Werk, dieses geht dann desto rascher, wenn man dabei von der Zeit gedrängt wird! ꝛc. Wie würde es da vollends in der Welt aussehen, wenn jeder über die Zeit der künftigen Rechenschaft Brief und Siegel hätte? Es würden sich Laster auf Laster häufen, und die menschliche Bosheit nicht einmal in den bisherigen Schranken bleiben. Wie Viele hält doch immer noch die Furcht vor dem Gerichte Gottes, das heute oder morgen über sein Haupt kommen kann, in einigen Schranken. Wie Manchen führt eine Krankheit, eine Seuche, ein Unfall Anderer noch zu besseren Gedanken, zum Anfange seines Heils. Würde es diese Wirkung bei ihm haben, wenn er wüßte, er habe zur Zeit nichts für sein Leben, seine Gesundheit, seinen Wohlstand zu befürchten?

Würde man einem zum Tode verurtheilten Verbrecher in seinem Kerker 70 Brode vorsetzen, mit der ausdrücklichen Bemerkung, eines davon sey vergiftet; mit welch vorsichtiger Hand, mit welch scharfem Auge würde er jedes einzelne durchsuchen! Täglich würde er bei sich denken: vielleicht ist's dieses, das mich aus dem Leben schafft. Er würde Nachts von nichts träumen, des Tags an nichts denken, als daß er längstens am 70sten Tage sterben müsse. — Hier auf Erden sind wir Alle im Kerker, Alle sind wir Sünder, Alle sind wir Gott den Tod schuldig, der Tod ist Allen aufgesetzt,

das Gericht ist immer nahe. Wie Viele sterben schon am ersten Brode, niemand weiß, ob er das siebenzigste Brod essen, d. h. das siebenzigste Jahr erreichen werde. Unser einziges Schutzmittel gegen die Schrecken des Gerichtes ist die Lehre: Wachet also, denn ihr wisset weder den Tag noch die Stunde. Seyd deßhalb bereit; denn zur unbestimmten Stunde wird der Menschensohn kommen.

Welch eine plötzliche Veränderung! Vom Leben plötzlich zum Tode, und nach dem Tode sogleich zum Gerichte! Schlag auf Schlag! Keine Minute mehr zur Erholung, zur Vorbereitung. Wie schwer wird uns die Erforschung unseres Gewissens von einem Monate oder einem Jahre her? Hier heißt es: gieb Rechenschaft über dein ganzes Leben, über alle deine Sünden und Gewohnheiten, über deine Versäumnisse; aber nicht bloß über das, was geschehen, und versäumt worden, sondern auch über die Absichten, Gesinnungen und über Entschlüsse, die nie in's Werk getreten. Welch eine Schaar von Anklägern wider dich! Doch bei Allem dem würde die Summe der Uebelthaten noch nicht so unermeßlich vor dir stehen, wenn du sie dir selbst herzählen dürftest. Nein! es zählt sie dir Einer her, der sie alle bis auf die geringsten Umstände in ein Buch eingeschrieben hat. Das Meiste in deinem verflossenen Leben war dir ein Traum, nun stehst du dich von einem Lichte umflossen, das der Richter um dich her angezündet hat; da findest du dein ganzes Leben wieder, wie du es bisher nie gekannt, da stehst du dich in deiner ganzen Häßlichkeit, da kannst du dich nicht wegwenden, da kannst du nichts verschönern, kein einziges Fleckchen auslöschen. Diese Flammenschrift zeigt dir deine Schande ganz wie sie ist; und wehe dir, wenn du mit deinen Werken zum ewigen

Feuer verwiesen wirst! Nur einen dreifachen Weg kannst du von nun an einschlagen; entweder zu noch zeitlicher Büßung in den Reinigungsort, oder zu ewiger Freude, oder, was Gott verhüte! — zum ewigen Feuer, aus dem keine Erlösung.

Ist nun des Menschen Loos im besondern Gerichte entschieden, braucht es noch ein allgemeines? Ja, es folgt noch ein allgemeines, das wir nicht läugnen können, wenn wir nicht allen Glauben an Christi Wort aufgeben wollen. Nicht wahr! wo Alle zugleich gerichtet werden, da muß ein allgemeines Gericht seyn? Von einem solchen allgemeinen Gerichte aber spricht das Evangelium mehr als einmal. „Wenn der Sohn des Menschen in seiner Herrlichkeit in Begleitung aller heiligen Engel kommen wird, dann wird er auf dem Throne seiner Herrlichkeit sitzen; vor ihm werden sich alle Völker versammeln; er wird sie von einander sondern, wie ein Hirt die Schafe von den Böcken sondert. Und zwar wird er die Schafe zu seiner Rechten, die Böcke aber zu seiner Linken stellen. Dann wird der König zu denen zu seiner Rechten sagen: Kommet, ihr Gesegneten meines Vaters! nehmet das Reich in Besitz, welches euch von Anbeginn der Welt ist bereitet worden“ u. s. w. Ist da nicht von einem allgemeinen Gerichte die Rede? Spricht von einem solchen nicht auch unser Evangelium deutlich genug? Bekennen wir ein solches nicht täglich im siebenten Glaubensartikel: Von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten?

Wann aber wird das allgemeine Gericht seyn? Eine

Frage, die beim besonderen schon beantwortet ist. Auch vom allgemeinen weiß Niemand den Tag noch die Stunde. Beide sind sich verwandt; denn was das Eine am Einzelnen thut, das thut das Andere zugleich an Allen. Auch vom allgemeinen, ja ganz besonders von diesem, gilt der Ausspruch Christi: Von jener Stunde weiß Niemand als der Vater. Doch werden ihm gewisse Zeichen vorausgehen um anzuzeigen, daß es nahe sey; wie vor dem besondern Gerichte gewöhnlich gewisse Zeichen vorhergehen, Krankheit, Leiden, Beklemmung, Angst und Schmerzen.

„Wenn ihr jene Ereignisse sehet," sagt das heutige Evangelium in Bezug auf den allgemeinen Gerichtstag, „so schließet daraus, daß das Reich Gottes nahet." Merken wir wohl auf diese letzteren Worte. Also erst dann, scheint es, wann der allgemeine Gerichtstag gekommen, wird das Reich Gottes auf Erden sein Ende, seine höchste Stufe erreicht haben? Ja, so ist es auch. Christus will bei seiner Kirche bleiben bis zum Ende der Welt; vor diesem sollen noch Millionen und Millionen Menschen zu der Fahne des Kreuzes schwören, an seiner Erlösung Antheil nehmen, in sein Reich eingehen, ja es muß Ein Hirte, Eine Heerde und Ein Schafstall werden. Bis dahin ist also sein Reich stets im Wachsen begriffen. Sind auch Einzelne längst von der Erde geschieden, so kommen doch immer wieder neue Glieder, die seiner Gnaden sich freuen und Früchte für's ewige Leben tragen sollen. So lange es also noch Menschen giebt, hat das Reich Gottes auf der Erde noch kein Ende. Nur wenn diese mit allen ihren Bewohnern verschwindet, wie dies am jüngsten Tage seyn wird, dann erst hat das Reich Gottes seine Vollendung erreicht. Der jüngste Tag ist der große,

allgemeine Erntetag Gottes. Nicht wahr! so lange der Landmann noch Früchte einzuthun hat, spricht er noch nicht, daß seine Ernte geendet sey? Erst zu Ende des letzten Tages des Einsammelns sagt er: Meine Ernte ist vollendet. So spricht auch Gott am letzten Tage.

Gott kann erst dann die allgemeine Rechnung mit den Menschen schließen, wenn er über Alle gerichtet hat. Das allgemeine Gericht ist nothwendig nach den Gesetzen der göttlichen Gerechtigkeit. Man trifft bei der menschlichen Gerechtigkeitspflege schon ein ähnliches Verfahren an. Haben Mehrere an einem Verbrechen Antheil, so spricht zwar der Richter über jeden Einzelnen das Urtheil aus; aber nicht eher bis untersucht worden ist, wie groß das Verbrechen überhaupt ist, das sie gemeinschaftlich begangen haben, und was ein Jeder für einen Antheil daran genommen. Hat auch der Eine und der Andere seine Strafe schon erhalten, so wird doch erst dann die ganze Sache als erledigt erklärt, bis sie allesammt ihren gebührenden Theil erhalten haben. Im Gegentheile, wenn es sich um Belohnungen für ein Werk handelt, welches Mehrere zusammen gethan, so verfährt man auf ähnliche Weise. — Im besondern Gerichte erhält zwar ein Jeder seine Vergeltung nach dem, was er gethan hat im Leben, Gutes oder Böses; aber sind mit dem Gestorbenen auch alle Folgen der Handlungen erstorben, die er im Leben verrichtet hat? Pflanzen sich nicht vom Guten wie vom Bösen die Folgen für Andere noch lange, lange, ja bis in's Unabsehbare, fort? Können z. B. Eltern und Vorgesetzte nicht noch auf Hunderte von Jahren, auf Kinder und Kindeskinder, und auf die spätesten Nachkommen ihrer Untergebenen durch das gegebene gute oder böse Beispiel fortwirken?

Gottes Gerechtigkeit fordert nun, daß dieses Alles zur öffentlichen Kenntniß, zur Kenntniß der ganzen Welt komme, wie es ist, und dieß kann nur geschehen auf dem allgemeinen Gerichtstage, am Ende der Tage; denn nur da sind alle Akten geschlossen, Alles beendigt. — Durch dieses öffentliche Urtheil wird einem Jeden sein ganzer Zustand, sein ganzes Verdienst oder seine ganze Schuld vollkommen klar; bei den Gottlosen und Verworfenen macht dieses öffentliche Urtheil einen großen Theil ihrer Strafen aus; bei den Guten aber einen großen Theil ihrer Freude und Belohnung.

II.

Worüber wird gerichtet? Der Apostel Paulus spricht (2. Kor. 5, 10.): „Wir werden Alle offenbar werden müssen vor dem Richterstuhle Christi, damit Jeder empfange nach dem, wie er in seinem Körper gehandelt hat, Gutes oder Böses." Was soll nun offenbar, worüber wird gerichtet werden? Was der Mensch im Leben gethan, Gutes oder Böses, darnach wird er empfangen, darnach ist der zweifache Ruf bemessen: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters! oder: Gehet hinweg, ihr Verfluchten! Aber nicht bloß nach seinen Thaten wird er empfangen, sondern auch nach seinen Gesinnungen, Worten und Absichten; aber nicht bloß darnach, sondern auch nach seinen Unterlassungen; denn auch der Knecht, der seines Herrn Willen kannte und nicht that, verdient gezüchtigt zu werden, wie jener, der Uebles that. Im Gerichte wird Alles auf die genaueste Wage gelegt werden; der Mensch wird staunen und vor Angst verschmachten wollen, wenn er das ungeheure Gewicht sieht, das die Gerechtigkeit Gottes in die Schaale

der Schuld legt! Kaum dachte er mehr an die groben Steine größerer Verbrechen und Gewohnheitssünden, und jetzt muß er sehen, wie selbst seine kleineren Vergehen, die er gar nicht bedacht oder nicht geachtet hat, ein ungeheures Zentnergewicht geben; nun sieht er zu seinem Entsetzen wie er ist, es sieht's auch die ganze Welt. Im Leben war er blind, und liebte sogar die Blindheit, damit er seine Häßlichkeit nicht sehen möge: nun werden ihm mit Gewalt die Augen aufgethan; er kann dem Richter nicht widersprechen, er kann sich nicht entschuldigen, nichts beschönigen; denn die Gerichte des Herrn sind gerecht. Er kann nicht vorschützen seine Schwachheit und seine allzustarken Versuchungen: denn von seinem Erlöser, der nunmehr sein Richter ist, hat er hinlänglich Gnade und Stärke empfangen; nicht die Strenge des Urtheils: denn er hat die Reichthümer seiner Langmuth und Barmherzigkeit verspottet, und selber keine Barmherzigkeit geübt. — Er kann sich nicht entziehen der Schande vor der ganzen Welt, er kann seine Blöße nicht mehr decken. Alles liegt offen vor Aller Augen. — Der Heuchler wird offenbar, es fällt nun, aber zu spät, wie Schuppen von seinen Augen; Gott rächt nun Seinen Namen und Seine Ehre, die er so schnöde mißbrauchte, das Schafskleid fällt, das übertünchte Grab öffnet seinen Moder! Der Geizige — womit will er nun bedecken seine Ungerechtigkeiten, die er auf Erden mit allen Kunstgriffen des Lasters verhüllte? Der Wollüstling — womit will er seine Schande bedecken, und seine thierischen Begierden, die er so oft mit dem Scheine einer feinen Lebensart vermummte? Der stolze Verfolger der Tugendhaften — wird er noch jenen Hinterhalt finden, von wo aus er gegen Recht und Liebe giftige Pfeile abschoß? Nein! Keiner findet da mehr eine

Decke für sein Laster und seine tückische Verstellung, bloß ist Alles und aufgedeckt!

Das große Buch unseres Gewissens ist da ganz aufgeschlagen, es wird der ganzen Welt vorgehalten und abgelesen. Vor Schande und Angst möchten da freilich Manche rufen: Berge, fallet über uns, bedecket uns! Die Spötter und Verächter Gottes möchten sich da in das Innerste der Erde verkriechen; so sehr ist ihr stolzer Sinn zusammengekrümmt in die schrecklichste Verzweiflung.

Alles ist in dem Buche des Richters aufgezeichnet, aber Eines müssen wir noch nennen, was auch in diesem Buche steht; es sind die Folgen unseres Thuns und Lassens, die auch nach unserem Tode in Andern noch fortlebten. Die göttliche Gerechtigkeit kann sie nicht gleichgültig übergehen; sie müssen uns angerechnet und sonach auch mit in's Gericht gezogen werden. Unsere Werke folgen uns oben auf Erden nach, wenn wir lange schon im kühlen Grabe schlummern.

Die Nachwelt erntet die Früchte unserer Werke, gute oder böse, wie die Werke selbst waren. Eltern, wenn sie längst im Grabe ruhen, und von ihren Gebeinen, außer eine Hand voll Staub, nichts mehr übrig ist, können noch auf Jahrhunderte hin in ihren Kindern und Kindskindern fortsündigen. Das böse Beispiel, das ein Oberer, ein Beamter, ein Vorgesetzter giebt, dauert lang nach seinem Tode fort, und es läßt sich nicht berechnen, wie weit hinaus sich das Böse fortpflanze. Wie könnte die Gerechtigkeit Gottes darüber hinweggehen? — Denk' darum bei jeder bösen That, o Mensch! und bei jeder Versuchung dazu, an dein Ende, an das Gericht, überhaupt an deine vier letzten Dinge. Die Sünde schläft nicht, aber auch das Gericht schläft nicht; willst du ihm entrinnen, so wache,

nimm zu Herzen jene Worte, die der heilige Lukas unmittelbar nach unserem heutigen Evangelium setzt: „Gebet also auf euch Acht, daß nicht durch Schwelgerei, Trunkenheit und irdische Sorgen eure Gemüther beläſtiget werden, und dieser Tag euch nicht unvermuthet überrasche.“ Mit dem nämlichen Ernste mahnt uns die heutige Epistel ganz im Einklange mit dem Evangelium: „Die Stunde ist da, jetzt vom Schlafe zu erwachen! Die Nacht ist dahin; der Tag bricht an; hinweg denn mit den Werken der Finsterniß, und angethan die Rüstung des Lichtes!“ Amen.

Der zweite Sonntag im Advent.

Gehet und erzählet Johannes, was ihr gehört und gesehen habt. Matth. 11, 4.

Christus der Herr, die Erwartung der Völker, wird gefragt, ob Er der zu erwartende Gesandte Gottes sey, und zwar gefragt durch Abgeordnete seines Vorläufers Johannes, der doch Denjenigen kennen mußte, dem er den Weg bereiten sollte. Das Bedenken verschwindet bald; nicht Johannes war im Ungewissen über Christi Sendung, nicht Johannes bedurfte einer Bestätigung und Bekräftigung seines Glaubens an den erschienenen Weltheiland, wohl aber bedurften dessen seine Jünger. Darum ließ sich Johannes zu ihnen herab, kam ihrer Schwachheit zu Hülfe, und heilte ihre Unwissenheit auf eine Weise, als ob er

selbst der Heilung bedürfe. Zum Heilande schickte er sie, weil der Heiland sie am besten von ihrem Zweifel heilen konnte.— Was kann der Mensch durch seine Rede allein ausrichten! Ach! selten rühren, selten überzeugen, noch seltener bekehren bloße Worte. Daher wählt der Heiland auch heute wieder, wie sonst so oft, die Belehrung der That; er unterrichtet und antwortet durch seine Werke. „Gehet und verkündet, was ihr gehört und gesehen habt," — von dem, was ich Wunderbares gethan habe an der kranken, unglücklichen Menschennatur. Diesen meinen Werken glaubet dann zum wenigsten, wenn ihr meinen Worten nicht glauben wollet, will Christus sagen. — Allerdings waren des Herrn Worte eben so gut die untrüglichen Worte des Gottmenschen, wie seine Werke die unläugbaren Werke des Gottmenschen waren, sohin waren Worte und Werke von gleichem Ansehen, von gleicher Glaubwürdigkeit. Aber um des schwachen Menschen willen legt Christus mehr Gewicht auf seine Werke, und legt sie als die letzten und höchsten Ueberzeugungsgründe der Wahrheit seinen Bekennern vor. Ueber sie hinaus kann er ihnen nichts mehr bieten zur Erweckung und Bestärkung ihres Glaubens an ihn. — Christen! merket es wohl: Nicht in Worten besteht das Reich Gottes, nicht mit Worten reißen wir es an uns; das Reich Gottes besteht in der Kraft eines frucht- und thatreichen Glaubens, sohin in den ächten Werken einer glaubensstarken Tugend. Gerade in den sonntäglichen Evangelien im Advente ist viel von den Werken göttlicher Thatkraft die Rede; Christus verweist auf seine eigenen Werke und auf die seines großen Vorläufers. Diesen Vorläufer selbst finden wir in Ketten und Banden, — und diese sind gewiß auch Thaten — wir finden ihn

in einer ganz gottgeweihten, strengen Entbehrung und Zurückgezogenheit. Was er predigt, ist eine That, und wozu er ermahnt, sind Thaten; denn er predigt Buße und Besserung zur Vergebung der Sünden. Geliebte Christen! wir wollen diese lebendigen Winke und Lehren an uns nicht spurlos vorübergehen lassen. Durch Werke wollen wir dem Herrn die Wege in unser Herz bahnen; wir wollen zu diesem Ende die merkwürdige Erzählung tiefer erwägen, die unser Evangelium von den Werken macht, und erforschen:

I. Welchen Bezug auf uns hat die Erwähnung der Werke Christi?

II. Welchen Bezug auf uns haben die Werke des Vorläufers Johannes?

I.

Wie merkwürdig ist doch die Erwiederung, die Christus den anfragenden Johannes-Jüngern giebt! Sie fragten ihn, ob er der erwartete Messias sey? Da wird nun der gefragte Herr mit Ja antworten, denkt wohl Jedermann; „gewiß bin ich derjenige, den eure Väter so lange erwartet haben, derjenige, an den ihr nun glauben müsset, wofern eure tausendjährige Hoffnung nicht fruchtlos seyn soll.“ Diese Antwort erwartet man nach einer Frage, wie die der Jünger war. Wohl auch könnte man erwarten, er werde ihnen dazu einen Verweis gegeben haben, daß sie bei so deutlichen Beglaubigungszeichen noch eine solche Frage nach seiner göttlichen Sendung stellen mochten. Doch nein! mit keinem Worte antwortete Christus; dafür aber antwortete er mit allen seinen Werken: „Gehet hin, und saget, was ihr gesehen und gehört habet. Die Blinden

sehen, die Lahmen gehen ꝛc." Christen! unser göttlicher Herr ist auch unser Lehrmeister, und gar oft giebt er durch seine Thaten uns Lehren oder Mahnungen, daß wir ihm nachthun sollen. Zwar können wir ihm seine Wunderthaten nicht nachthun, aber Werke können wir thun, die da entspringen aus dem Glauben an seine Wunderkraft, Werke, die würdig sind der großen Wohlthat seiner Wunder, Werke der Liebe, die ja nach dem Apostel Paulus mehr ist und köstlicher als selbst die Wundergabe. Werke können wir wirken, wodurch wir die Wunder Christi, der Erlösung, der Heiligung, an unsern Mitmenschen wirksam machen — durch Belehrung, durch Trost und aufrichtende Theilnahme an herben Schicksalsschlägen. Werke können wir an unsern Nächsten verrichten, wodurch wir dem wunderthätigen Heilande ähnlich werden, indem wir uns ihm gleichsam als Werkzeuge in die Hand legen, damit durch uns Schaden, Schande und Abfall von Gott verhütet, der Unwissende belehrt, der Irrende zurechtgewiesen werde. Sichtbare Schutzengel können wir an dem Nebenmenschen seyn, die ihn vor dem gähnenden Abgrunde des Verderbens zurückreißen. Heilen können wir seine Geisteswunden durch den Balsam des liebenden Zuspruches. Christus sagt ja auch in diesem Sinne: Ich habe euch ein Beispiel hinterlassen, daß ihr einander thut, wie ich euch gethan habe.

Christen! Gott regiert die Welt, aber er regiert sie durch Menschen; die Menschen also sind angewiesen, sich der Menschen anzunehmen, und das geschieht durch Thaten. Durch Thaten hat Gott die Welt geschaffen, durch Thaten hat er die Welt erlöst und durch Thaten hat er die Welt geheiligt und will sie immerdar heiligen. Durch Thaten

muß der Mensch an dem Gnadenwerke Gottes theilnehmen, und es auf andere Menschen, je nach seinem Stande und Berufe, je nach seinen Kräften und Lebensverhältnissen, fortpflanzen. Das ist die Ordnung Gottes auf Erden, daß der Mensch dem Menschen Hand, Fuß, Auge und Ohr sey. — Möchten das die Menschen bedenken! Wie viel heidnisches Wesen würde da aus der Welt gehen, wie viel weniger des Sündenstoffes würde es geben, wie viele Schlacken würden dem strengen Richterblicke Gottes einst nicht aufstoßen! Durch Thaten hat Christus sein Reich auf Erden gestiftet; bist du ein Freund, ein Mitarbeiter Christi, gleichfalls durch Thaten mußt du dieses Reich ausbreiten und verherrlichen helfen.

Hört es, ihr Namenchristen! Es ist nicht genug, Herr! Herr! zu rufen, und dabei die Hände in den Schooß zu legen. Christus, der Herr, hat das ganze Christenthum zu einer That gemacht, zu einer That, woran ein Jeder Hand anlegen soll, damit er Früchte davon habe. Und haben dieß nicht Alle, Alle ohne Ausnahme — gethan, die bisher den Lohn und die Verheißungen des Christenthums an sich gezogen? Fraget den Himmel, seine Bewohner werden es euch mit tausend und abermal tausend Wahrheitsstimmen bezeugen. Fraget die Erde, alle fromme, gerechte Diener Gottes müssen sich's annoch sauer werden lassen, sie müssen die Hand an den Pflug legen, ohne umzuschauen. Glaubt ein einziger unter allen wahrhaft Frommen, daß ihn bloße glatte Worte und süße Gefühle in den Himmel wiegen? Ich glaube, kein einziger wird dieß aussagen. Denn „seit den Tagen des Täufers Johannes bis jetzt leidet das Himmelreich Gewalt, und nur

die Gewalt anwenden, reißen es an sich." Dieß ist der Satz, woran jeder Fromme heute noch glaubt.

Was lernen wir sonach von den Werken Christi, die uns das heutige Evangelium aufzählt? Wir lernen daraus, daß uns die Werke des Glaubens nicht können erlassen werden, daß uns ohne die Werke das Christen-Ziel unerreichbar bleibt. Wir lernen daraus, daß wir so viele Verdienste einst werden mit in die Ewigkeit nehmen, als wir Werke mitbringen, die in reiner Gesinnung, um der Liebe Christi willen, sind verrichtet worden. Nach seinen Werken, die er gethan im Leben, wird ein Jeder seinen Lohn empfangen. Wir lernen daraus, daß wir mit Werken dem Heilande entgegengehen, uns auf seine Ankunft bereiten müssen. Denn wer ohne die Werke, etwa bloß mit saftigen, volltönenden Worten, Verheißungen, Anmuthungen, schönen, frommen Wünschen, dem Herrn zum Empfange entgegenkäme, der gliche den thörichten Jungfrauen, die kein Oel in ihren Lampen hatten; — sie wurden vom Bräutigame nicht eingelassen in den Hochzeitsaal.

Christus berief sich auf seine Werke statt aller andern Beweise. Auch wir dürfen uns bisweilen auf unsere Werke berufen — aus einem höheren Beweggrunde, der entweder auf Gottes Ehre oder auf Menschenwohl oder auf unsere Amtswirksamkeit Bezug hat. Wenn wir uns aber auf unsere Werke berufen, so geschehe es nicht aus Selbstsucht und Selbstvergötterung, nicht aus eitler Prunksucht oder pharisäischer Verstellung. Wenn wir uns auf unsere Werke berufen, so sey allzeit ein wichtiger Grund vorhanden; allzeit aber beziehe sich dieser Grund zuletzt auf die Verherrlichung Gottes; allzeit geschehe dieß so, daß die angeführten guten Werke den Vater im Himmel preisen, der

sie eingegeben, fortgeführt und vollendet hat. Allzeit müssen es wahrhaft gute Werke seyn, sowohl dem Zwecke als der Gesinnung nach. An Scheintugenden hat Gott kein Wohlgefallen. Aber von sich selbst und seinen Verdiensten reden, ist immerhin Selbstliebe und Eitelkeit, sohin gegen die Reinheit der Gesinnung, welche das Christenthum von uns fordert, kann man einwenden. Dieß kann man allerdings einwenden, und die Einwendung hat ihren richtigen Grund, wenn dem Werke wirklich die Eitelkeit zu Grunde liegt. Aber diese Voraussetzung ist nicht allzeit und nicht nothwendig vorhanden, sonst hätten wir nicht so viele Beispiele, wo sich selbst heilige Diener Gottes auf ihr Wirken berufen haben, sonst hätte Paulus selbst nicht sagen dürfen, daß er mehr denn alle Uebrigen gearbeitet.

Christus berief sich den Anfragenden gegenüber auf seine Werke. Auch unser Nebenmensch darf sich uns gegenüber auf seine wahren guten Werke berufen, und es ist unsere christliche Pflicht, denselben Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ja, es ist unsere Pflicht, uns an seinem guten Beispiele zur Nachahmung zu erwärmen und uns daran zu erbauen. Aber — wie viel unchristliches Treiben menschlicher Leidenschaft zeigt sich in diesem Stücke! Des Nebenmenschen Werk soll oft gar nichts gelten, es soll nicht einmal genannt werden. Wir machen ein saures Gesicht dazu, wenn es von einem Dritten hervorgehoben wird. Das ist schnurstracks gegen die christliche Nächsten-Liebe. Wie, der Nächste soll sich nicht einmal durch Beziehung auf seine Werke vertheidigen gegen Unbill und Verfolgung? er soll lieber Schaden nehmen an seiner Ehre, an seinem Vermögen und Fortkommen in der Welt? Das ist Sünde, grobe Sünde wider die christliche Gerechtigkeit,

und nebenbei zeugt ein solches Benehmen von starrster Rohheit und tyrannischer Gemüthsart! — Unser Nächster soll jene wohl und sauer errungenen Verdienste, jene ersprießlichen Eigenschaften nicht unter dem Scheffel hervorthun, wodurch er der Weisheit, Macht und Liebe Gottes ein sprechendes Zeugniß ablegen, womit er die Sache seiner heiligen Kirche auf Erden fördern könnte! Wir wollen dieß nicht haben — und zwar, o daß man's niemals aussprechen müßte! — aus dem schnöden Grunde: weil unser eigen liebes Ich dadurch in Schatten zu stehen kommen könnte! Dieß ist ein Frevel gegen die Gott schuldige Ehre und Verherrlichung, sohin Abfall von Gott!

Warum sollte der Nebenmensch nicht das Recht haben, durch Beziehung auf seine Werke das Nämliche zu beabsichtigen, was Christus nach dem heutigen Evangelium beabsichtigt hat? Warum sollte er nicht Gott verherrlichen, Schaden von sich und Andern abwenden, die Wahrheit der Religion bestätigen dürfen? Ein arglistiger Mensch, ein verfänglicher Sittenrichter, ein frecher Ankläger — setzt er nicht seinen Nächsten in eine so beengte Lage, daß ihm zu seiner Vertheidigung nichts mehr übrig bleibt, als zu sagen: Sieh auf meine Werke, ich stelle sie öffentlich der Beurtheilung aus; sieh, ob dein Vorwurf, dein Angriff auf mich gerecht oder ungerecht und strafbar ist. Es ist nicht bloß Pflicht der Liebe, es ist sogar Pflicht der Gerechtigkeit, den Werken des Nächsten zu glauben, wenn wir gegen dieselben keine zulänglichen Gründe vorbringen können. Aber das ist der Fluch der Leidenschaft, daß sie das Klarste und Unwiderlegbarste bei offenen Augen nicht zu sehen vermag. Doch, so höre ich eine Einwendung, der Nebenmensch kann etwas thun, um nur gut zu scheinen,

sein gutes Werk kann Heuchelei und Verstellung seyn. Es kann seyn, das läugne ich nicht. Und wenn dieß der Fall ist, dann hast du auch gewiß die Verbindlichkeit nicht, seinem Werke, das Lüge ist, zu glauben. Aber hast du denn auch vernünftige, zureichende Gründe zu so schwerem Verdachte? Sieh zu, daß du nicht in den Frevel der Pharisäer verfällst, die aus purer Leidenschaft sich einmal für allemal vorgesetzt hatten, an Christi Werken nichts Gutes zu sehen!

Allerdings giebt es Kennzeichen, die keinen Zweifel übrig lassen, ob das Werk eines Menschen eine Saat des Christenthums oder des Heidenthums, d. i. der Sünde und Leidenschaft, sey. Siehst du Einen, der viel von Mäßigkeit und Enthaltsamkeit schwätzet, und sich als der Vertreter dieser Tugenden geberdet, besonders vor seinen Obern, und er thut im Geheimen das Gegentheil von diesen Tugenden: der hat gewiß seinen Anspruch auf unseren Glauben, so wie auf unsere Achtung verwirkt. Stellt sich Einer sehr gewissenhaft in gewissen äußern Dingen der Religion, in gewissen Verhältnissen des Lebens: und der Nämliche trinkt nebenbei in wichtigeren Dingen die Ungerechtigkeit wie Wasser, trägt kein Bedenken, den guten Namen eines von ihm wenig gelittenen Mitmenschen durch ein freventliches Urtheil, durch verläumderische, verkleinernde Briefe ꝛc. hinzuschlachten: wie kann dieser Gewissenlose noch einen Glauben an seine scheinbar guten Werke und Reden verlangen? Doch — getrost! Solche Doppelmenschen, wahrhaft sittliche Ungeheuer, entlarven sich selbst; sie halten die Probe des Sonnenlichtes nicht aus, sie verrathen sich selbst — wenn auch durch nichts anderes als durch den gräßlichen Widerspruch in und mit sich

selbst! Von Dornen sammelt man keine Trauben! Jeden Heuchler, der ehrlicher Leute Werk mit seinen verruchten Giftzähnen annagt, mußt du im Namen der Wahrheit auffordern, gleiche Werke vorzuzeigen, die Werke des Nächsten nachzuthun. So wirst du den Frevler verstummen sehen!

Der Heiland beruft sich auf seine Werke; ist diese Berufung nicht eine Aufforderung, im Geiste Christi seine Werke nachzuthun? Können wir an des Nächsten Leib keine Wunderheilung vornehmen, so können wir doch Vieles an seiner kranken Seele thun. Wir können den blinden Nächsten heilen, wenn wir dazu beitragen, daß er im Lichte der Gnade Christus und sein heiliges Wort erkennt, den Werth der ewigen Güter und die Nichtigkeit der Welt. Wir heilen den lahmen, wenn wir ihn führen auf den Weg der Gebote Gottes; wir heilen den tauben, wenn wir sein Ohr öffnen für das göttliche Wort; wir heilen den aussätzigen, wenn wir Ursache sind, daß er sich von dem Sündenschmutze reinigt, wir erwecken den todten Menschen, wenn durch unsere Vermittlung das entschwundene Leben der Gnade wieder bei ihm einkehrt. — Diese und mehrere andere heilsame Gedanken weckt in uns die Berufung Christi auf seine Werke. Vielen Stoff zum Nachdenken geben uns auch die Werke des Vorläufers Johannes.

II.

Johannes, der Schlußstein des alten, und der Verbindungsstein des neuen Bundes, der letzte und größte der Propheten, vorhergehend vor dem herrlichen Ziele aller Propheten, vor Christus nämlich, Johannes, der Einiger des Gesetzes der Strenge mit dem Gesetze der Gnade,

Johannes, die Morgenröthe vor der aufgehenden Sonne, Johannes, ein Wunder der Gnade schon im Mutterleibe — dieser Johannes ist gewiß mit Gaben und Eigenschaften ausgerüstet, von denen wir viel lernen können. Wir wollen bei denjenigen stehen bleiben, die Christus selbst heute an ihm rühmt. Gewiß ein rühmliches Zeugniß, liebe Christen! wenn Christus selbst Jemanden rühmt! Auch die Weise, wie der Herr seinem Vorläufer das Lob spricht, ist lehrreich; er spricht es, um nicht als Schmeichler zu erscheinen, nicht vor den abgeordneten Jüngern, sondern nachdem diese sich entfernt hatten, redete er von Johannes zum Volke. Fragend wendet er sich an dieses: Was zoget ihr in die Wüste zu sehen? Etwa ein Rohr, das vom Winde hin und her bewegt wird?

Merket wohl, Geliebte! auf die erste Eigenschaft — oder wenn ich mich so ausdrücken darf, auf die erste Charakter-That, die Christus an Johannes lobt. Einem Vorläufer der ewigen Wahrheit, des heiligsten Gründers eines unabänderlichen Gesetzes, ziemte die Natur des schwankenden Rohres nicht. Das ewige Gesetz der Gnade kann durch keine menschliche Willkühr, durch keine Umwälzung auf dem Erdballe, durch keinerlei Erdengewalt aufgehoben oder verändert werden. Festigkeit und Beständigkeit mußte daher die erste Eigenschaft dessen seyn, der dem neuen Gesetze von ewigem Bestande den Weg bahnen sollte unter den unbeständigen Menschen. Beständigkeit ist die Tugend, die Christus zuvörderst an Johannes preißt. Welch eine himmlische Gabe ist auch die Beständigkeit! Ohne sie hat keine andere Tugend Haltbarkeit; denn sie ist von allen die feste Unterlage. Sie haftet mit ihren Wurzeln im Himmel, nicht auf Erden, wo nichts als Wandelbarkeit ist. Wer diese

Tugend besitzt, ist schon hienieden mit seinem besseren Theile, mit seinem Sinnen und Trachten im Himmel. Manchen Versuchungen ist diese Himmelsgabe ausgesetzt, und kein kleines Verdienst ist es von Johannes, daß er sich dieses Kleinod nicht rauben ließ — weder durch den Beifall des Volks, noch durch die Furcht vor Herodes. Kein wankendes Rohr war Johannes, sondern ein festgewurzelter Baum, der die stärksten Stürme an sich vorüberbrausen läßt und nicht von seiner Stelle weicht. — Ein treffendes Bild der Unbeständigkeit ist das Rohr; es hat kein Mark, ist leicht, wächst im Wasser, ist unfruchtbar. Wie viel Aehnlichkeit haben doch alle Unbeständigen mit dem Rohre! Sie sind leicht; keine Erwägung, kein Nachdenken giebt ihnen ein festhaltendes Gewicht, sie jagen nur dem Flüchtigen nach, und bringen keine Frucht.

Prüfet euch, Christen, an Johannes, prüfet euch besonders an seiner Beständigkeit. Liest man diese Grundtugend in eurem Herzen? Am besten erkennt ihr das aus euren Werken, aus eurem Verhalten. Lobt ihr heute, was ihr gestern getadelt, ja vielleicht verdammet habt? Haßt und verfolgt ihr jetzt einen Mann wegen seiner streng christlichen Grundsätze und wegen seiner unbeugsamen Ehrlichkeit; sucht ihr ihn jetzt unschädlich zu machen, weil er euren selbstsüchtigen Absichten hinderlich im Wege steht? Thut ihr dieß, nachdem ihr zuvor doch dem Manne und seinen religiös-moralischen Eigenschaften die gerechte Anerkennung habt widerfahren lassen: o dann rühmt euch doch nicht einer Tugend, die allem Guten erst den festen Bestand giebt. Findet ihr heute in euch ein Mißbehagen, einen Ueberdruß an jenen kirchlichen Uebungen der Religion, die ihr noch vor Kurzem als das süßeste Labsal eurer

Seele für immer euch vorgeschrieben habt? Seht ihr heute die Gesetze der Mäßigkeit, der Lauterkeit und der Gerechtigkeit nicht mehr so dringend, nicht mehr so verbindend für eure Person an, wie vor Monaten? Glaubt ihr die Tugend eines sonst von euch mit Recht geschätzten Menschen — jetzt nicht mehr hochachten zu müssen, oder sie gar mit Koth werfen zu dürfen? — Oder glaubt ihr eure christlichen Gebethe, euer bescheidenes, sanftmüthiges Benehmen aufgeben zu müssen, weil ihr in den Dienst eines andern Herrn getreten, oder weil ihr auf eine höhere Rangstufe gestiegen seyd? Besteht ihr nicht mehr auf die Handhabung der Gerechtigkeit, weil inzwischen ein ungerechter Mensch aufgekommen, der eurer Tugend gehässig ist? O! wohin ist es dann mit eurer Beständigkeit gekommen? Ihr habt dann, dieß darf man wohl sagen, die Beständigkeit niemals gehabt, und keine eurer übrigen vermeintlichen Tugenden ist jemals auf diesem Fundamente aufgebaut gewesen. Täuschet euch nicht, und entschuldiget euch nicht so leicht mit den veränderten Umständen, in deren Folge die Klugheit euch ein anderes Verfahren angerathen habe. Die Klugheit wohl mag euch etwas anderes gerathen haben — aber ob es die wahre, die christliche Klugheit gewesen, oder ob diese Klugheit im Grunde nur euer entsittlichter, herabgesunkener Charakter ist? — In Allem, was an sich recht und christlich gut oder geboten ist, geht keine Veränderung vor, es bleibt allzeit die Richtschnur unseres Verhaltens, nur erfährt es nach den veränderten Umständen eine veränderte Anwendung. Mag eine Tugend noch so helle schimmern, hält ste keinen Bestand, so ist sie nicht wahre Tugend. Was aus Gott ist und zu Gott führt, das hat ein Fundament, das selber nicht verrückbar

ist und auch nichts von dem verrücken läßt, was darauf gebaut ist.

Christen! besonders ihr Christen, die ihr euch fromm dünket, prüfet eure Frömmigkeit an dem Probestein der Beständigkeit! Ist eure Frömmigkeit nicht ein Spiel eurer Laune, oder der Laune Anderer? Haltet ihr fest an dem, was ihr für die Hauptsache bei der Frömmigkeit erkannt habt? Könnet ihr Spott, Verachtung, Nachtheile wegen derselben tragen? Seyd ihr nicht etwa fromm, um einem vielvermögenden Menschen zu gefallen, um seine Gunst zu erhaschen, oder sie nicht zu verlieren? Wie steht es innen, innen in der Brust — mit der Aufrichtigkeit? Doch wozu diese und noch viele andere Fragen? Euch und uns gelte als Kennzeichen der Frömmigkeit — die Beständigkeit in der wahren Gottes- und Menschenliebe, die Beständigkeit unter allen Umständen. Dagegen lasset sie fahren — eure gute Meinung von eurer Frömmigkeit, wenn ihr die Farben wechselt, wenn ihr heute diese, morgen jene Frömmigkeit habet, wenn ein anderer Mann, ein anderes Regiment, ein anderer Tag, ein anderer Wind euch eine andere Frömmigkeit beibringt, oder wenn euch diese von einem plötzlich herbrausenden Nordwinde des Mißgeschicks mit fortgerissen wird. Gedenket der Worte der heiligen Schrift (beim weisen Sirach 5, 11.): „Wurfle nicht mit jeglichem Winde, und wandle nicht auf jeglichem Wege.“ — Wie deine Beständigkeit so werden alle deine Werke seyn, keines wird ohne sie für den Himmel zählen. Keines wirst du ohne sie zum Ziele führen. Sieh auf Johannes — seine Beständigkeit führte ihn zum Kampfe gegen sich selbst, leitete seine Predigt, belebte seine Zunge, machte ihn furchtbar vor Herodes und allen Feinden

Gottes, führte ihn durch Kerker und Banden dem blutigen Tode und der herrlichen Krone entgegen!

„Oder was zoget ihr aus zu sehen? Einen Menschen mit kostbaren Kleidern angethan? Sehet! Leute in kostbaren Kleidern sind an den Höfen der Könige.“ Eine zweite Kraft, ein zweiter Ruhm an den Werken des Täufers. Seine Tugend stack nicht in Seide, und seine Frömmigkeit roch nicht nach köstlicher Salbe. Schlicht und einfach, ja rauh und schmerzbringend war sein Kleid, einfach, ja abstoßend für die Gaumenlust war seine Kost. Und diese Kleidung und diese Kost war die Kleidung und die Kost ächter Tugend — denn diese quillt aus dem herben Borne der Entsagung, der Abtödtung. Abtödtung seiner selbst ist der einzige Weg zum Leben. Johannes, der Vorläufer, ist diesen Weg gegangen; wir Alle nach ihm müssen denselben Weg betreten. Denn nicht im Essen und Trinken, nicht in weichem Bette und in weichlicher Kleidung besteht das Reich Gottes, sondern in der Entsagung. Entsagung aber ist nicht etwas, wobei der Mensch sich bloß leidend oder gemächlich verhält; vielmehr ist Entsagung ein Kampf des Menschen gegen sich selbst, und gegen die gottfeindliche Welt. Entsagung, Abtödtung fordert sohin Anstrengung, Arbeit, Thatkraft. Die Abtödtung, die Johannes Baptista predigte und selbst übte, ist sowohl die Vorbereitung zur Buße und Sinnesänderung, als auch die Folge von der bereits geschehenen Umwandlung des Menschen; sie ist Mutter und Tochter des neuen Menschen, der nach Gott geschaffen ist. Die Umschaffung des Menschen geht aber nur durch das von Johannes verkündete Mittel vor sich; — es giebt kein gelinderes im Evangelium; Christus selbst kann uns dieses Mittel nicht erlassen.

Das Metall, das umgeschmolzen werden soll, muß durch das Feuer gehen.—

Aber da höre ich Mehrere von euch, die da die Gegenwart beobachten, also einwenden: Wenn das so ist, wie mag dann die weit leichtere, so ganz bequeme Frömmigkeit mancher Zeitgenossen bestehen? Diese reden viel von Religion und Priesterschaft, reden davon mit sichtlicher Vorliebe, selbst mit Wärme, bleiben bei gewissen religiösen Feierlichkeiten nicht hintanstehen, nehmen wohl auch ein Gebethbuch zur Hand — und gelten so als das, was sie gelten wollen, als religiöse, fromme Menschen, — und doch zeigt sich so gar wenig an ihnen die Kraft und Frucht der Religion, und doch sieht die Welt mit ihrer Lust und List durch alle Ritze bei ihnen heraus. O der langsamen und kurzen Einsicht, wenn ihr euch durch solche Erscheinungen beirren lasset! Wer sieht denn an derlei Menschen das ächte Korn der christlichen Tugend? Gewiß zählt sie weder Johannes, noch Christus selbst — zu seinen würdigen Schülern. Wisset ihr denn nicht, daß eine jede Zeit ihre Scheintugenden und ihre Götzen hat, die sie anbethet? Der Abfall vom wahren Gott geschieht auf doppelte Weise, entweder durch offenes Verläugnen und Verschmähen des Heiligen, oder durch eine unlautere Vermengung und unzüchtigen Umgang mit dem Heiligen. Nicht bloß die Israeliten, die das goldene Kalb anbetheten, waren Götzendiener, sondern auch die Sodomiten, die ein schändliches Gelüsten gegen die zu Lot gesandten Engel hegten. Eine jede Zeit hat ihre Krankheiten, ihre Schwächen, ihre Nachtseiten. Wenn die gegenwärtige nicht mit Johannes gehen, seinem rauhen Bußpfade nicht folgen will, wenn sie nicht durch Werke, sondern durch Worte, das Reich Gottes an sich

reißen zu können glaubt: was folgt daraus? O gewiß folgt daraus nicht, daß sie den rechten Weg einschlägt, der zum Ziele führt. Christus verlangt fortwährend Thaten von uns. Er bestätigt ja das Wort seines Vorläufers, daß die Ueppigen, die Weichlichen, die Trägen — das Reich Gottes nicht an sich bringen. Das Christenthum kennt zwar eine heitere, aber keine üppige, weichliche und redselige Frömmigkeit. Wohlan denn! lasset euch nicht irre machen von bequemen Heuchlern und Scheinchristen, schauet weder rechts noch links, geht vielmehr die gerade aber rauhe Bußbahn des heiligen Vorläufers, seyd überzeugt, daß ihr den Weg des Herrn nimmermehr zurecht reden, daß ihr vielmehr denselben zurecht richten, zurecht arbeiten müsset, wenn der Heiland zu euch kommen soll. Haltet euch nur an Johannes; so und nicht anders werdet ihr mit ihm von der Wüste dieses Lebens in die paradiesischen Wohnungen aufgenommen werden. Amen.

Dritter Sonntag im Advent.

(1837.)

Mitten unter euch ist Einer, den ihr nicht kennet.
Joh. 1, 26.

„Johannes bekannte und läugnete nicht; frei sagte er heraus: Ich bin nicht Christus." Ein außerordentliches Beispiel von Demuth und Selbstverläugnung! Warum

ein außerordentliches? Konnte Johannes anders reden, wenn er der Wahrheit getreu bleiben wollte? Und ist es denn etwas so Außerordentliches, die Wahrheit zu sagen, wenn man aufgefordert wird? Wir müssen uns in die Lage versetzen, in der der Vorläufer war. Groß war der Ruf, den sein strenges Leben im ganzen Lande verbreitet, strahlend der Name, den er sich allenthalben erworben hatte. Was Wunder, wenn man geneigt war, ihn für Christus selbst, oder für Elias oder vorzugsweise für den Propheten zu halten! Die Juden ließen ihn fragen: Bist du einer von diesen, und zeigten eben dadurch, daß ihre Meinung von ihm eine außerordentlich günstige war. Sie trugen ihm gleichsam die Ehre an; er aber weist sie von sich! Ja er sagt, er sey nicht einmal werth, die Schuhriemen dessen zu lösen, für den sie ihn hielten! So mächtig ist die Ehrsucht im gewöhnlichen Menschen, daß er aus allen Kräften strebt, die Meinung der Menschen sich zu erkaufen, und für etwas sich auszugeben, was er nicht ist. Und Johannes weist die gute Meinung von sich, die im Volke schon vorhanden war; ja er ließ sie nicht einmal im Ungewissen, sondern sagte es frei heraus. In dieser Demuth ist der Vorläufer wahrhaft groß, und sein Benehmen bestätigt, was Christus von ihm rühmt, daß er mehr als ein Prophet, daß er der Größte der vom Weibe Gebornen sey.

Aber sein Benehmen ist auch eine Lehre, oder eigentlich ein Verweis, den er den Anfragenden giebt. Wie möget ihr mich, will er sagen, mit dem verwechseln, dessen Diener ich bin? Wie, ihr solltet meinen Herrn nicht kennen, der mitten unter euch ist? Ihr müsset verblendet seyn! Nicht ohne Grund setzt das Evangelium bei: Die

Abgeordneten waren von der Sekte der Pharisäer, d. h. Leute, die mit offenen Augen nicht sahen, und ihrer eigenen besseren Erkenntniß widerstrebten. Leider! giebt es noch immer Leute dieses Gelichters, die den Herrn nicht erkennen, obschon er mitten unter ihnen ist.

I. Viele erkennen noch immer den Herrn nicht.
II. Woran lassen sich jene erkennen, welche den Herrn nicht kennen?

I.

Der Herr ist mitten unter uns, und wir erkennen ihn nicht. Bleiben uns wohl diejenigen Entschuldigungen übrig, die jene Abgeordneten noch für sich benützen konnten? Ich glaube nicht. Je weiter wir von der Wiege Jesu und von seinem Tode entfernt sind, desto weniger können wir unsere Lauigkeit und unsern Unglauben beschönigen. Dortmals war das Werk Jesu Christi noch im Werden, noch nicht mit jener Menge von Zeichen und Wundern bestätigt, noch nicht durch Ströme von Martyrerblut bekräftigt. Die Kirche war noch im Keime, noch jenes evangelische Senfkörnlein, das erst aufgehen und zum schattenreichen Baume heranwachsen mußte. Noch war der Geist Gottes nicht in die Seelen der Gläubigen herabgestiegen, noch war die wunderbare Wiedergeburt der Apostel und aller Gläubigen nicht erfolgt. Nun aber — nach Ablauf von achtzehn hundert Jahren ist Alles erfolgt, was nur immer zur göttlichen Beglaubigung des Evangeliums gefordert werden kann. Dieses hat seine unaussprechlich harten Kämpfe mit Heiden und Juden, mit den grausamsten Verfolgungen, mit den Anfechtungen aller Weltweisen, mit dem Verrath von seinen eigenen Bekennern, so wie mit der Wuth seiner

ergrimmtesten Feinde von Außen bestanden, glorreich bestanden. Es hat Alles und Alle zu Schanden gemacht, alle sichtbaren und unsichtbaren bösen Mächte, und hat sich vor aller Welt bewährt — es hat den Erdkreis unter sein sanftes Joch gebracht, hat sich bewiesen als die Kraft Gottes zum Heile Aller, welche daran glauben. Der Doppelspruch des bedächtlichen Gamaliel ist keinem Zweifel mehr unterworfen. Ist das Werk von Menschen, sprach dieser jüdische Vorsteher, so wird es sich von selbst auflösen. Ist es aber Gottes Sache, so werdet ihr sie nicht unterdrücken können. Fürwahr! es hat die Probe ausgehalten, und ist aus jeglichem neuen Kampfe jedesmal nur glorreicher hervorgegangen. Gamaliel selbst würde, hätte er dieß Alles gesehen, heute gläubig seyn und das Werk Christi bekräftigen, daß es von Gott ist; die Abgeordneten der Juden würden, wenn sie heute zu fragen hätten, nicht mehr fragen, wohl aber den Herrn erkennen!

Wie! und unter uns sollte es noch Leute geben, die ihn nicht kennen! Ist dieses möglich? Es ist möglich, und leider sogar wirklich. Man kann den Herrn kennen und doch nicht kennen. Das Wort „Kennen" hat in der heiligen Schrift eine doppelte Bedeutung; einmal heißt es Einsicht haben von etwas; und in diesem Sinne sagt Christus von den Juden: „Sie kennen den nicht, der mich gesandt hat." (Joh. 15.) Es bezieht sich aber auch auf den Willen, und nicht erkennen heißt dann sich nichts darum kümmern. So spricht der Bräutigam zu den thörichten Jungfrauen: Ich kenne euch nicht; d. h. ich kümmere mich nichts um euch.

Ach! wie Viele giebt es, die auf diese Weise den Herrn nicht kennen! Macht es denn den Christen allein

aus, getauft zu seyn, sich zu Christus äußerlich bekennen? Die Taufe macht zum Christen, aber der Christ geht auch ein Bündniß mit Christo ein, das er nicht brechen kann, ohne sich von ihm zu trennen. Alle, die den Taufbund brechen, und sich nicht wieder gründlich versöhnen mittelst des heiligen Bußsakramentes, kennen den Herrn nicht. Alle kennen ihn nicht, die ihn nicht suchen, und zwar aufrichtig suchen. Manche suchen ihn zwar, und fragen: Wo ist Christus? aber sie finden ihn nicht. Warum? Manche suchen ihren Gott auf eine frevelhafte Weise da, wo nur Götzen zu treffen sind! Das sind die neuen Heiden, deren es so viele giebt. Sie suchen ihren Gott im Bauch und seinen Gelüsten, bei den Fleischtöpfen Aegyptens und an den finstern Stätten der Unzucht. Dieß sind die Sinnlichen, für das christliche Streben und Leben völlig Abgestorbenen. Andere suchen ihren Gott in Geld und Besitzthum; dieß sind die Anbeter des Mammonsgötzen. Andere in der Ehre und im Ansehen; dieß sind die Sklaven der Menschen und die Anbether ihrer selbst. Andere gehen andern Göttern nach, können also den Herrn nicht kennen.

„Einer ist mitten unter euch, den ihr nicht kennet.“ O daß diese Worte der Täufer nur für jene Abgeordnete aus der pharisäischen Sekte gesprochen hätte! Aber er spricht dieß noch immer ganz passend auf Tausende von Christen. Warum bringen so Viele keine Früchte der christlichen Religion? Warum finden sie Christus und ein Reich nicht? Ach! sie suchen es in menschlicher Weisheit, in dem dunklen Kämmerlein ihres Menschenverstandes, sie erfassen die Lehre und Gebote Christi nicht mit kindlichem Sinne, sie suchen ihn nicht mit der erforderlichen Demuth und Gelehrigkeit des Herzens, daher

erkennen sie ihn nicht. Sie machen sich selbst ihre Religion, oder nehmen sich beliebig so viele Gebote und Wahrheiten heraus, als ihnen leicht und bequem dünkt, und so finden sie Christus nicht. Sie halten wohl auch jede Religion für gleich, jede für den Weg zur Seligkeit, und so finden sie denjenigen nicht, der da allein der Weg und die Wahrheit ist. Sie schöpfen aus vertrockneten Cisternen, und so finden sie nicht den Quell des ewig lebendigen Wassers. Sie suchen Christus außerhalb seiner Kirche, entziehen sich boshaft oder leichtfertig ihren Anordnungen und Geboten; so finden sie ihn nicht. Sie wähnen sich selbst stark und verschmähen die Stärkungsmittel der Kirche, die heiligen von Christus eingesetzten Sakramente, sein heiliges Wort und das gläubige Gebeth; wie können sie da Christus finden? Sie lassen Johannes rufen, so lange er will: Bereitet den Weg des Herrn, machet eben seine Fußsteige! Seine Stimme ist wahrlich für sie eine Stimme des Rufenden in der Wüste, in der Wüste ihrer eingerosteten Sündengewohnheiten, wo die Stimme des Bußpredigers in die Luft verhallt, wo sie eher die kalten Steine, als die kalten Menschenherzen erweicht.

Es ist Einer unter euch, den ihr nicht kennet. Christus ist mitten unter uns Katholiken in seinem heiligen Sakramente, und wie Viele kennen ihn nicht? „Er wohnt," nach dem Apostel (Eph. 3, 17.), „durch den Glauben in unsern Herzen." Durch den Glauben wohnt er in uns. Wie steht es nun mit denen, die keinen Glauben haben, die ihn als ein gleichgültiges Wort betrachten, die ihn im Leben um jeden irdischen Vortheil dahingeben? Er ist dann mitten unter ihnen, und sie kennen ihn nicht. Christus der Herr ist stets unter den Seinen in ihren Leiden und

Freuden; aber wer ihn nicht sucht, der findet ihn nicht. Er hat seinen Gläubigen den heiligen Geist als Beistand verheißen, und ist durch seinen Geist stets ihr Lehrer und Helfer und Vater — in seinem Reiche auf Erden, d. h. in der Kirche. Diese aber hören Viele nicht, daher kennen sie ihn auch nicht. Einige fragen gar nicht: Wer bist du? und bleiben daher noch weit hinter den jüdischen Abgeordneten zurück; Andere halten ihn für einen großen Propheten; aber da sie in ihm nicht den Sohn des lebendigen Gottes, sondern nur den Weisen von Nazareth erkennen; so kennen sie ihn nicht, und sind verdammenswerth in ihrer Unkenntniß.

Kännten sie ihn, wie wäre es begreiflich, daß sie ihr Heil anderswo suchten, als da, wo es einzig zu finden ist? Wie ließe es sich erklären, daß sie so kalt sind gegen sein Gebot, so liebeleer, so dünkelvoll? Wie könnten sie gleichgültig bleiben gegen die Verhöhnung der Religion? Wie könnten Katholiken so weit kommen, daß sie ihre Kinder in einer andern Religion als der katholischen erziehen ließen? Wie könnten sie so gleichgültig es ansehen, wenn sie sehen, hören und lesen, daß der wahre Glaube in der Vorzeit und auch jetzt noch so außerordentliche Wirkungen hervorbringt, so daß die tapferen Bekenner sich lieber alles Ungemach gefallen lassen wollten, als nur ein Haar breit abweichen von der christlichen Wahrheit. Würde der Herr wahrhaft erkannt, könnte es noch Menschen geben, die erst noch fragen: Wo ist Christus, wo ist die Wahrheit? Ja! könnte es unter seinen eigenen Bekennern noch Treulose geben, die ihn, wie Judas, mit dem Zeichen der Freundschaft verrathen? Könnte es noch schläfrige, gleich-

gültige Christen, oder selbst Spötter seines Namens geben? Woran lassen sich jene erkennen, welche ihn nicht kennen?

II.

Die Kennzeichen derjenigen, die Christus nicht erkennen, sind schon größtentheils im Vorausgehenden enthalten. Noch einige Kennzeichen liegen für uns darin, daß wir die Christen mit den Abgeordneten vergleichen. Sie fragten, und häuften Fragen, und trafen im Fragen nie das Rechte. So giebt es auch Christen, die immer nur fragen, aus Gewohnheit oder aus bloßer Neugierde fragen, und darüber das Handeln vergessen. Haben sie denn das Wort des Apostels Jakobus vergessen, daß der Glaube ohne Werke todt ist, daß uns der Glaube, der keine Früchte trägt, nicht rechtfertigt? Zudem setzt das immerwährende Fragen keinen gesunden Willen voraus. Christus selbst weist uns auf das Werk, um das Wort erst vollkommen zu verstehen. Wer meine Lehre hält, der wird gewahren, daß sie aus Gott ist. Wer aber immer fragt: Bist du Christus? u. s. w. der will seine Neugierde befriedigt haben, oder er ist eingenommen von Dünkel, indem er glaubt, bloß durch Forschen und Grübeln zur Wahrheit und zum Heile gelangen zu können. Allein dieß wird ihnen eben so wenig gelingen, als den Abgeordneten aus der Pharisäer-Sekte. Nachdem sie von Johannes stets verneinende Antwort erhalten hatten, ward ihre Gesinnung offenbar; sie ließen jetzt ihre eigentliche Absicht durchblicken, indem sie sprachen: „Wenn du aber weder Christus, noch Elias, noch der Prophet bist, warum taufest du?“ Warum fragten sie also? Etwa um Christum zu erkennen? Nein! um Johannes in seiner Rede zu fangen!

Aehnliches zeigt sich auch bei den stets fragenden Christen. Es genügt ihnen nicht das Ansehen der lehrenden und Gebote gebenden Kirche, es genügt ihnen nicht das Wort des Predigers, der in Einfalt das Evangelium verkündet; sie wollen nur hören und sehen, was da gesagt wird und vorgeht. Was aber gesagt wird, das beziehen sie nicht auf sich, das geht sie nach ihrer Meinung nicht an. Sie sehen nicht auf Christum, der gepredigt wird, sondern auf die Person des Predigers. Gefällt ihnen diese nicht, so hat das Wort Gottes bei ihnen keine Aufnahme; sie fragen gleichsam im Herzen den Prediger: Bist du Christus? Und sagt er, wie Johannes, Nein: so fragen sie ihn abermals: Warum predigest du? Die Stolzen und Ungelehrigen vergessen, daß des Priesters Macht, zu lehren, von Christus selbst herrührt, nicht von Menschen; sie vergessen, daß er diese Macht hat, auch wenn er den Menschen nicht gefällt, oder die Eigenschaften nicht besitzt, welche die Welt fordert! Sie vergessen, daß die Predigt des Evangeliums keine Sache der Unterhaltung oder weltgefälliger Mittheilung ist, sondern einzig das Heil und die Bekehrung des Sünders bewirken soll. Sie vergessen, was Christus selbst gesagt, ohne allen Zusatz gesagt hat: Wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort.

Die fragenden Christen vergessen endlich, daß sie durch bloßes Fragen Christum den Herrn nicht kennen lernen; und daß das Himmelreich Gewalt, Gewalt und abermal Gewalt leidet. „Seyd Thäter des Wortes, nicht bloß Hörer," sagt der heilige Jakobus. Statt bloß zu hören und zu fragen, bringet einmal Früchte des Glaubens, unterwerft euch kindlich den Glaubenswahrheiten und den Sittengeboten, übet einmal das Gebot der Liebe, übet die

Selbstverläugnung und nehmet einmal das Kreuz Christi auf euch! Verzeihet einmal herzlich eurem Feinde, und erweiset Barmherzigkeit. Stehet ab von euren sündhaften Begierden, leget ab euren Stolz. Benützet einmal in würdiger Zubereitung die Gnaden der heiligen Sakramente; und ihr werdet inne werden, daß Christus mitten unter euch ist, daß ihr ihn nur deßwegen nicht findet, weil ihr ihn nicht durch die That suchet.

Noch mehrere Merkmale zeigen sich, wenn wir das demüthige Benehmen des Johannes mit dem der Fragenden zusammenhalten. Er sagte: Ich bin nicht der Ehre werth, die ihr mir zudenket, nicht einmal des geringsten Theiles derselben. Was sagen aber diejenigen, die den Herrn nicht kennen? Sie sagen: Noch viel größerer Ehre bin ich werth, als mir die Menschen ertheilen. Sie fragen sich selbst: Wer bist du jetzt schon? Wer wirst du noch werden? Sie geben sich selber, nicht Gott, die Ehre, empfehlen sich selbst uneingedenk der Worte des Apostels: „Nicht wer sich selbst empfiehlt, der ist bewährt, sondern derjenige, den Gott empfiehlt.“ Hören wir, was der Prophet Jeremias (9, 23.) spricht: „Es rühme sich der Weise nicht in seiner Weisheit,“ denn eine prahlerische Zunge wird der Herr vernichten. Je weiter von der Demuth, desto entfernter sind wir von der Erkenntniß Gottes, und von unserer Selbstkenntniß. Wer sein ganzes Leben unpartheiisch durchmustert, und täglich sich Rechenschaft abfordert über Gedanken, Worte und Werke, der wird gewahr werden, wie leer an Tugend, wie voll von Fehlern er ist. Läugnen wir also nicht, wer wir sind, so werden wir desto eher den Herrn erkennen; und bitten wir ihn, so wird er uns seinen guten Geist geben, den Geist der Einsicht, des

Rathes und der Stärke, daß wir inne werden, was uns Noth thut, daß wir uns demüthigen vor seinen weisen Fügungen, daß wir in dieser irdischen Dunkelheit den rechten Weg finden, und ihn muthig gehen bis zum seligen Ziele. Amen.

Vierter Sonntag im Advent.

(1838.)

Alles Fleisch soll das Heil Gottes sehen. Luk. 3, 6.

„Nahe ist der Herr, kommt, laßt uns ihn anbethen," so lautet heute der Einladungsruf der Kirche an ihre Gläubigen. Kommt, laßt uns ihn anbethen; er ist wirklich nahe. Machen wir, daß wir ihm nahe kommen! Die vier Sonntage des Advents sind gleichsam die Vorbereitungsstufen zum Empfange des Heilandes. Ihre Evangelien führen uns stufenweise dem herannahenden Heile entgegen. Am ersten Sonntage vernahmen wir den Zuruf: Hebet eure Häupter empor; denn eure Erlösung ist nahe! Am zweiten Sonntage läßt der in Fesseln schmachtende Johannes Christum fragen: ob er derjenige sey, der da kommen solle? Christus antwortete mit seinen Thaten; und legt vor dem Volke ein Zeugniß für seinen Vorläufer ab, der ihm den Weg durch Buße bereite. Am dritten Sonntage legt Johannes von sich selbst das aufrichtige Zeugniß ab, daß er nicht Christus sey. „Er bekannte und läugnete nicht."

Da ist er für uns bereits ein Vorbild der Buße geworden; auch wir sollen eben so aufrichtig bekennen und nicht läugnen, was wir sind und was wir nicht sind. Endlich am heutigen, dem vierten Sonntage, predigt derselbe Johannes laut und öffentlich die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden, als Vorbereitung der Herzen auf die Ankunft des Herrn. Er ist die Stimme des Rufenden: Bereitet den Weg des Herrn! O diese Stimme erschallt auch an unser hartes Gehör; sie ruft: Bereitet durch Buße dem herannahenden Herrn den Weg! Denn in wenigen Tagen soll alles Fleisch, jeder nach Erlösung dürstende Mensch, das Heil Gottes schauen. Dieser Zuruf bestimmt mich, folgende zwei Sätze aufzustellen:

I. Die Ankunft des Heilandes fordert von uns Vorbereitung.

II. Diese Vorbereitung bringt einen überreichen Lohn.

I.

Nicht mehr in einem Stalle kann der Herr sich heutzutage niederlassen, in den Herzen der Seinen will er wohnen, denen zu Liebe er in einem Stalle wollte geboren werden. Eine geistige Ankunft, einen unsichtbaren Besuch will er am Gedächtnißtage seiner gnadenreichen Geburt bei uns veranstalten. Daß dieser göttliche Besuch auch von unserer Seite Veranstaltungen fordert, das kann uns nicht befremden, das liegt in der Natur der Sache. Kündigt ein König oder Kaiser seine Ankunft in einer Provinz oder Stadt an, sorgen da die Aufseher der Straßen nicht dafür, sie in einen guten Stand zu bringen? Man ruft zahlreiche Arbeiter zusammen, in Eile werden schlechte Stellen ausgebessert, Vertiefungen und ausgefahrene Stellen auf-

geschüttet, rauhe, holprige Stellen werden sanft gemacht u. s. w. Der Wegmeister Christi ist Johannes der Täufer; er ruft alle Gläubigen zusammen, und ertheilt ihnen den Befehl, den Weg zu ihren Herzen zu ebnen und die unwegsamen Stellen zu bahnen. Wie werden wir nun diesen Weg in unser Herz herstellen? Darüber hat uns eben derselbe Johannes Vorschriften gegeben. Das Krumme soll gerade, die Thäler sollen ausgefüllt, die Berge und Hügel sollen abgetragen, was uneben ist, soll ebener Weg werden!

Welche Arbeit, Alles eben zu machen! Daß es eine Menge von Unebenheiten gebe, das wollen wir nur ohne Zaudern in aller Demuth eingestehen, und dieses Eingestehen, meine Christen! ist die erste Arbeit am rauhen Wege unseres Herzens, ist die erste Stufe der Vorbereitung. Wie thöricht wäre es auch von uns, wollten wir unsere Herzen für ganz eben ausgeben vor uns selbst und vor Andern! Wie viele Unebenheiten, wie viele Mängel und Gebrechen bemerken wir täglich an Andern, selbst an unsern Angehörigen und guten Freunden; wie viele erst an Feinden, oder wenigstens an solchen Menschen, die uns in irgend einer Beziehung nicht entsprechen und nicht genügen! Da gewahren wir bald einen Höcker des Stolzes und der Aufgeblasenheit, bald einen Berg von Ungerechtigkeit, Partheisucht und Leidenschaftlichkeit, bald eine Thalschlucht voll Unreinigkeit, einen Sumpf von ausschweifenden Genüssen und Gelüsten; bald die Rauhheit eines unsanften, zornmüthigen, lieblosen Gemüthes! Wir mögen uns da oft gar nicht täuschen, wenn wir im Ganzen die fremden Mängel auch mit etwas zu großen Augen anzusehen pflegen. Was sollte uns aber diese Beobachtung lehren? Sie sollte

uns lehren, unsere Augen sogleich von Andern weg und auf uns selber zu wenden. Wird es bei uns weniger Unebenheiten, oder etwa gar keine geben? O! wie manche Vertiefung wird die böse Lust und Leidenschaft in unser Herz eingefressen haben! Manchen Riß machte der Zorn, der Neid, die Rachsucht, wenn sie sich auch nicht immer nach außen kund gaben! Manchen Berg häuften die hochmüthigen Gedanken und Handlungen auf! Manches Thal gruben die Versäumnisse der Pflichten, und die rücksichtslose, unbillige Behandlung des Nächsten! Wie rauh und wie uneben werden nur die äußern Sinne den Weg des Herzens gemacht haben! Denn durch diese fließt ja die Sünde in des Herzens Mitte über. Wahr ist die Aeußerung des heiligen Gregorius, die so lautet: „Zur Bewahrung der Reinigkeit des Herzens ist nothwendig, die Sinne rein zu erhalten. Der Tod steigt gleichsam durch diese Fenster ein, und geht in's Haus, sobald die böse Lust mittelst der Sinne des Körpers die Wohnung der Seele ergreift." Wie viele solcher Fenster giebt es leider, durch welche das Böse in unser inneres Haus niedersteigt? Unsere fünf Sinne gleichen gar oft den offenen Thoren einer von Feinden umgebenen Stadt. Wir lassen aus Neugierde den Feind herein, wie die Trojaner jenes unheilbringende Pferd in ihre Stadt einließen, das in seinem Innern die Feinde barg. So nehmen wir durch die äußeren Sinne tagtäglich Vieles auf, was beim ersten Anblick uns freundlich und gewogen scheint; aber, wenn es einmal aufgenommen ist, sich ganz feindselig gegen uns äußert. Im Anfange schmeichelt es uns, zuletzt sticht es, wie eine Schlange. O wie Vieles schmeichelt unserem Gaumen, unserem Geruche, unserem Gefühle, unserem Gesichte und Gehöre!

Wir lassen uns auch wirklich beschmeicheln, lassen aber auch damit allen möglichen Sündenstoff in unsere Seele.

Mein Christ! da giebt es dann nichts als Unebenheiten, Krümmen, Hügel und Berge und Thäler, ungebahnte und rauhe Wege! Da kostet es auch Arbeit, Alles zu ebnen und zu ordnen! Das Erste, was geschehen muß, ist: du mußt dir es selbst in aller Aufrichtigkeit gestehen, daß solche Krümmungen und ungleiche Stellen bei dir sich vorfinden. Dann mußt du aber auch dieselben vor Gottes Stellvertreter, dem Priester, bekennen und sie nicht läugnen. Dieß ist die zweite Stufe, dem Herrn den Weg zu unserm Herzen zu bahnen.

Zum Bekenntnisse unserer Sünden ist aber ein Erforschen und ein Richten unser selbst nöthig. Wir müssen nur suchen, um zu finden. Wofern wir aufrichtig suchen, werden wir auch sehr bald und Vieles finden. Wer sein Gewissen nicht durchsucht, nicht erforscht, der lebt immer in dem Wahne, es sey Alles richtig und eben in demselben, und ist doch Alles voll der Hügel und Abhänge! — Wollen wir in diesen heiligen Tagen unser Herz zur Aufnahme des Heilandes bereiten; so müssen wir dasselbe ebnen und reinigen durch das heilige Sakrament der Buße; vor dem Bußgerichte muß aber das Selbstgericht vorhergehen, vor dem Selbstgerichte die Durchforschung seiner selbst. Verwenden wir diese wenigen Tage zu einem so heiligen und heilsamen Geschäfte; es wird dem nicht schwer fallen, der gewohnt ist, am Schlusse eines jeden Tages sein Gewissen aufrichtig zu durchsuchen. Täglich sollten wir die Hacke zur Hand nehmen, um die Dornen der Seele auszuhauen. Diese Hacke oder Jäthaue ist die Gewissenserforschung, vor der kein Unkraut aufkommen kann. „In

dieser Erforschung lernest du dich selbst kennen," sagt der heilige Bernardus, „damit du unter den Bedrängnissen des Lebens, woran es nicht fehlt, stets eines guten Gewissens genießest, vorzüglich aber, damit du erfahrest, was dir fehle. Denn wem sollte es nicht an etwas fehlen? Wer glaubt, daß ihm nichts fehle, wahrlich! dem fehlt Alles." Wer sollte so blind eingenommen von sich selber seyn, zu wähnen, bei ihm sey Alles vollkommen und eben! Sollte aber ein Mensch wirklich mit solcher schrecklichen Blindheit geschlagen seyn; dann darf er fest überzeugt seyn, daß er der Gewissenserforschung am meisten bedarf. Wie wüst muß es in einem solchen Gemüthe aussehen! Vieljähriger Staub, verrostete Laster, wie seyd ihr so tief eingewachsen, wie schwer wollt ihr euch von der Stelle schaffen lassen!

Entfernen wir nicht von Zeit zu Zeit die Unkrautgesträuche aus dem Garten unseres Gemüthes, bald werden wir dann nicht mehr einen Garten, sondern einen struppigen Unkraut-Wald haben. Was einst Gott zum Propheten Jeremias gesprochen, das halte Jeder für sich selbst gesprochen. Zu diesem Propheten sprach nämlich einst der über die Aergernisse des jüdischen Volkes ergrimmte Herr: „Sieh! ich bestelle dich heute, um auszurotten und zu zertrümmern, und zu verderben und zu zerstören; um aufzubauen und zu pflanzen." Jetzt, meine Christen! ist die rechte Zeit, auszurotten, die Ungerechtigkeit und Sündhaftigkeit jeder Art, und aufzubauen einen neuen Sinn, eine neue Wohnung für Gott; und dieser Bau wird sich einem Jeglichen vollkommen lohnen.

II.

Es lohnt sich der Mühe, dem Herrn den Weg zu bahnen. Denn ist er bei uns angekommen, so bringt er uns Geschenke mit, die alles Irdische aufwiegen. Er bringt uns Güter, welche die Welt nicht geben kann. Welche Güter bringt er denn? Er bringt erstens den Frieden mit Gott, nach welchem wir lange vergebens suchten, und den wir allemal am unrechten Orte suchten. Wie unglückselig ist unser Herz, so lange es außer und ohne den Frieden Gottes lebt! Die Seele, die ihrer Schuld sich bewußt ist, die da weiß, daß ihre Pfade bisher uneben waren durch Ungerechtigkeit, durch Reuelosigkeit und Verblendung, woher will sie die so nöthige Zufriedenheit, Ruhe und Fröhlichkeit des Geistes nehmen? Ebnet sie durch Buße ihre Wege: wie neugeboren, wie glückselig wird sie dann in sich selber, wie unentbehrlich wird ihr alsdann jeder menschliche Trost! Ein Beispiel dieses durch ernste Buße errungenen innern Seelenfriedens giebt uns David, der Büßer. Wie hätte dieser von allen Seiten verfolgte, von seinen eigenen Hausgenossen angefeindete König so tapfer ausharren, sich vor Verzweiflung schützen, und über alles Mißgeschick obsiegen können, hätte ihm seine herzliche Buße nicht den Frieden mit Gott zurückgegeben?

Die Ankunft und Einkehr des Friedensfürsten verschafft uns auch den Frieden mit unsern Nächsten. Ein großer Theil unserer Plagen, unseres Elendes, und unsrer inneren Zerrissenheit rührt von der Entzweiung mit unsern Mitmenschen her. Wir leben neu auf, wir sind ganz andere Menschen, sobald wir uns sagen können, daß wir gegen unsere

Brüder keinen Haß, keinen Neid, keine Abneigung mehr nähren. Wie elend sind wir, so lange die Entzweiung währt, so lange das klaffende Thal der Zwietracht nicht ausgefüllt ist! Wie selig und fröhlich werden wir alsbald, wenn wir durch eine reumüthige Buße die Scheidewand niedergerissen und uns von Herzen mit unsern Feinden versöhnt haben! Sie mögen dann immerhin fortfahren, uns wehe zu thun, uns zu kränken und zu verfolgen, was liegt uns daran? Wir haben etwas in uns, wodurch wir gegen die giftigsten Pfeile der Bosheit geschützt sind. Dieses Etwas ist der Friede, den wir aus Gott geschöpft, den wir von unserem Erlöser eingepflanzt erhalten haben, der da im Fleische zu uns gekommen, um seine eigenen Feinde, die Menschen, mit sich und seinem Vater zu versöhnen, und allen seinen Erlösten den Frieden zu bringen.

Noch ein anderes himmlisches Gut bringt uns die Vorbereitung auf Christi Ankunft. Diese Ankunft — ist sie nicht die tiefste Erniedrigung, welcher sich Gottes Sohn um unsertwillen unterzogen hat? Der größte Feind der Demuth muß durch ein solches Vorbild die Demuth und Selbsterniedrigung liebgewinnen lernen, da sein Gott ihm mit einem so staunenswerthen Beispiele vorangegangen. Gehen wir die Leiden im menschlichen Leben forschend durch, gewiß finden wir einen recht argen Theil in dem menschlichen Stolz, der so oft sich gekränkt und zurückgesetzt fühlt. Jeder will es dem Andern zuvorthun, Jeder dem Andern voranstehen, Keiner nachstehen, Keiner ein Unrecht verschmerzen, eine Unbild vergessen. Diese Berge des menschlichen Hochmuthes werden abgetragen durch eine demüthige Beicht, womit wir dem in Demuth ankommenden Heilande den Weg ebnen.

Christen! — Ungemein viel Leiden, Elend und Kampf, Sorge und Bitterkeit verursacht uns endlich unser wollüstiges, stets aufrührerisches Fleisch. Eine reumüthige Buße tilgt oder schwächt doch den Stachel des Fleisches, erleichtert uns den Sieg, befreundet uns mit dem in der Krippe schon hart entbehrenden Erlöser, und macht uns die Gelüste des Fleisches verachten. Gewiß — so kömmt die Ankunft des Herrn für die Meisten von uns gerade gelegen. Sie giebt uns Gelegenheit, ihm den Eingang in unser Herz zu bahnen, sie giebt uns wieder die verlornen Himmelsgaben des Friedens mit Gott und den Nächsten, der Demuth und der Enthaltsamkeit. So sind wir dann überglücklich in unserer Hoffnung, und erlangen so in der That die Verheißung: Alles Fleisch wird das Heil Gottes schauen! Amen.

Sonntag nach Weihnachten.

(1838.)

Dieser wird seyn ein Zeichen, dem man widersprechen wird. Luk. 2, 34.

Merkwürdig ist uns im heutigen Evangelium das Handeln und Sprechen eines Greises, den die Schrift selbst gerecht und gottesfürchtig nennt, von dem gesagt wird, daß er auf den Trost Israels wartete, und daß der heilige Geist in ihm sey. Nehmen wir dieß Alles zusammen: er war ein Greis, gottesfürchtig, erfüllt vom heiligen Geiste,

und durchdrungen von Sehnsucht nach dem Heilande; setzen wir dazu, daß er die Gnade von Gott erlangte, den neugebornen Gottessohn auf seine Arme zu nehmen: wie ehrwürdig erscheint uns durch alle diese Umstände der alte Simeon! Jedes seiner Worte ist uns hundertfach denkwürdig; denn er spricht als ein bedachtsamer Greis, der von der Welt Abschied nimmt, weil sein höchster und einziger Wunsch erfüllt ist; er spricht nicht mehr bloß von der Gegenwart, er spricht als Prophet von der Zukunft, von einer Zukunft, in der auch wir mitbegriffen sind.

Im Evangelium ist die Bemerkung enthalten: daß Joseph und Maria sich über das wunderten, was von dem Kinde Jesus geredet ward. Wir befinden uns in demselben Falle, wenn wir das Wort Simeons hören, das so eben von ihm umarmte göttliche Kind werde zum Falle und zum Aufstehen Vieler in Israel gereichen, und zum Zeichen, dem man widersprechen werde. Eine recht schreckliche Zukunft stellt uns der Eine Theil der Weissagung in Aussicht, der Theil nämlich, der vom Falle und vom Widerspruche handelt. Hat Simeon wahr geredet? Ach! leider hat die Zeit uns den Beweis nur zu einleuchtend dargethan. Von seiner Geburt an war der Heiland ein Zeichen des Widerspruches gewesen. — Christen! wer von uns empfindet nicht in seinem Innern die Regungen eines recht lästigen Widerspruches? Es ist zu fürchten, daß es gar oft der den wirklichen Fall und unser Seelenverderben nach sich ziehende Widerspruch gegen Christus ist! Es kann aber auch ein heilbringender Widerspruch seyn, wofern er nämlich ein solcher ist, den wir um Christi willen leiden, und kein solcher Widerspruch, den wir Christo selbst ent-

gegensetzen. Deßwegen wollen wir uns mit den zwei wichtigen Fragen beschäftigen:

I. Welcher Widerspruch ist zu fürchten?

II. Welcher Widerspruch ist nicht zu fürchten?

I.

In seiner Weissagung hat der Greis Simeon dasjenige wiederholt, was der Prophet Isaias vom Messias geweissagt hatte: „Er wird zum Stein des Anstoßes und zum Fels des Aergernisses den zwei Häusern in Israel seyn, zum Stricke und zum Falle denen, die in Jerusalem wohnen, und sehr Viele von ihnen werden anstoßen und fallen." (Isai. 8.)

Es ist beherzigenswerth, daß dieser Anstoß in Israel soll gegeben werden. Also unter einem zum Glauben so feierlich und ausdrücklich auserwählten, mit den Verheißungen besonders begnadigten Volke wird der Heiland ein Zeichen des Widerspruches seyn! Simeon hatte wahr gesagt. Christus war gleich im Anfange ein Anstoß bei dem Bundesvolke. Er war in seiner Geburt, die von Armuth und Niedrigkeit begleitet war, schon ein Aergerniß für ihre hochmüthigen Erwartungen vom Messias, später war seine Wahrheitsliebe und seine reine Himmelslehre ein gewaltiger Anstoß für Pharisäer und Sadduzäer, für das reiche und vornehme, so wie für das scheinheilige Laster; er war ein Anstoß für den gemeinen Sinnenmenschen, dem er keine Befriedigung seiner Wünsche und Lüste brachte; ein Anstoß auch für die Vorsteher, Schriftgelehrten und Vorgesetzten jeder Art, deren Eigennutz und deren bisherigen Lebensweise er zu nahe trat. Daß er denen, die außer Israel waren, den Heiden und Ungläubigen, ein Zeichen des

Widerspruches wurde, das ist so auffallend nicht; da war ja offenbar das Reich der Welt und Satans im Kampfe mit dem Reiche Gottes. Daß das Heidenthum gegen das aufblühende Christenthum raste und tobte, daß die heidnischen Kaiser in ihren blutigen Verfolgungen einen Kampf auf Leben und Tod der katholischen Kirche erklärten, das ist eben nicht befremdend. Das Aergerniß war groß, welches der Götzendienst an dem keuschen Dienste des wahren Gottes nahm; dieses Aergerniß war hart und schrecklich drohend für den Glauben an Christus; ob es aber im Ganzen schädlich und zerstörend war, dieß ist eine andere Frage, die ich nicht bejahen möchte; vielmehr spricht die Geschichte das Gegentheil aus; die Verfolgung mehrte die Zahl der Gläubigen, und befestigte den Glauben, wie der Sturmwind die Wurzeln der zwar erschütterten, aber nicht gebrochenen Eiche befestigt.

Aber ein Anderes ist es, wenn das Aergerniß, wenn der Widerspruch in Israel selbst ausbricht. Das ist weit bedenklicher und gefährlicher. Darum liegt in Simeons Prophezeiung wirklich etwas Schreckliches und Unheilvolles für die Zukunft der christlichen Kirche, und mithin eine furchtbare Warnung für alle Gläubigen. Nach dieser Vorhersagung werden Aergernisse und Widersprüche sich ausgießen aus dem Schooße des christlichen Israels, und über die ganze christliche Glaubensgemeinde oder über einzelne Theile derselben von Zeit zu Zeit sich ausbreiten. Wir kennen viele dieser Widersprüche aus der Geschichte der christlichen Kirche. Ein Stein des Anstoßes war Christus bereits dem abtrünnigen Kaiser Julian, und mehrern andern Kaisern, ein Zeichen des Widerspruches war er von jeher allen Ketzern und Sektenstiftern, von

dem ersten an bis zu den jüngsten. Ein Zeichen des Widerspruches, und sohin auch ein Stein des Falles war der christliche Glaube allen jenen Christen, die in der wahren Kirche Jesu geboren und erzogen waren, aber darauf in verfolgungssüchtiger Abtrünnigkeit die Waffen des Unglaubens gegen ihre Mutter ergriffen, und zur Fahne des Aufruhrs schwuren. Dieß war ein fürchterlicher Widerspruch, denn er führte zum Falle! — Wie groß ist auch in unsern Zeiten die Zahl derjenigen, denen Christus ein Zeichen des Widerspruchs ist! Von Allen wird ihm widersprochen, die da die Weisheit des Fleisches auf den Thron setzen, und die Weisheit des Kreuzes Christi, die Wissenschaft des Glaubens, die einfältige Erkenntniß Jesu Christi, so viel an ihnen ist, herabstürzen und für immer vertilgen möchten; von Allen wird dem ehrwürdigen Zeichen des Heils widersprochen, die durch schändliche, gotteslästerische, irreligiöse Schriften und Reden den Glauben an Jesus Christus für eine Thorheit ausschreien; von Allen, die obwohl im christlichen Glauben geboren, dennoch durch ihre schändlichen Grundsätze und Gesinnungen vollkommene Heiden sind, die, obwohl mit dem Gnadenzeichen der heiligen Taufe bezeichnet, doch das alte Heidenthum mit allen seinen Gräueln, Lastern und Ausschweifungen aus allen Kräften wieder heraufbeschwören möchten. Solche Unchristen — es ist schmerzlich zu sagen — finden wir sogar unter jenen, welchen Gott das unschätzbare Glück zugedacht hat, in seiner wahren Kirche geboren zu werden! Suchen wir die Feinde Christi auf, sehen wir uns nach jenen Menschen um, die unsägliches Unheil auf den Acker der Kirche Jesu ausgesäet haben; ach! wir brauchen sie nicht unter den Heiden zu suchen, nicht in Babylon, nicht

in Aegypten, in Israel selbst, in der Kirche Christi selbst finden wir sie in furchtbarer Menge. Ihnen ist Christus ein Zeichen, dem sie widersprechen, ihnen, und Allen, die von ihnen verführt werden, gereicht das göttliche Gnadenkind zum Falle, nicht zur Auferstehung.

Geliebte Christen! Gerne will ich zugeben, daß unter uns nicht solche sind, die da offen und mit vorsätzlicher Bosheit Christo widersprechen, die gegen den Glauben an ihn ankämpfen mit den schändlichen Waffen der Läugnung, der Lästerung und der offenbaren Empörung. Allein können sich deßwegen schon Alle frei sprechen? Es giebt noch gar manche Arten von Widersprüchen, wodurch uns Christus ein Stein des Anstoßes werden kann. Damit wir nicht in eine falsche Sicherheit uns einwiegen lassen, wollen wir einige Fälle betrachten.

Ein Fels des Aergernisses ist Christus Allen, die zwar seinen Glauben äußerlich — mit dem Munde, bekennen, die ihn aber durch ihre Werke verläugnen. Sie sind in Israel, verschmähen es aber, in Israel, d. h. in der Gemeinschaft Christi, dem Geiste nach zu verbleiben. Ein Zeichen des Widerspruches ist der Heiland Allen, welche die Gunst der Welt zur Richtschnur ihres Handelns machen. Sie möchten es mit der Welt und ihren Grundsätzen halten, und es doch mit Gott auch nicht verderben. Dahin gehören auch alle jene, die selbst bei dem Guten, das sie thun, auf ihren Eigennutz, nicht auf Gottes Ehre sehen, die bei ihren Andachtsübungen das Aufsehen und den Beifall der Menschen suchen, die also für die heiligsten Himmels-Gefühle schnöden Erdensold bezwecken! Man könnte ihre Frömmigkeit eine weltkluge und scheinheilige Frömmigkeit nennen. Ferner gehören dahin Alle, die den Glauben und die Liebe

stets auf der Zunge haben, aber nichts thun, sobald es ihrem Vortheile nicht zusagt, oder sobald es ihnen Verdruß und Schmähungen zuziehen könnte. Dieß sind Mundchristen. Diese Mundchristen wähnen sich schon vollkommen und fromm, wenn sie nichts gegen Christus thun. Ihnen ist aber ganz gewiß Christus ein Stein des Anstoßes, wenn sie für ihn etwas leiden sollen. Ihnen ist das Wort gesprochen: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Sehe ein Jeder zu, ob nicht auch in seinem eigenen Herzen etwas von dieser unsaubern Materie hafte!

Ein Zeichen des Widerspruches ist Christus den Eltern, die ihren Kindern nicht mit einem christlichen Wandel vorleuchten und deren Erziehung nur für rein irdische, vergängliche Zwecke berechnen. Ein Zeichen des Widerspruches ist er für Eheleute, die da das Joch ihres schweren Standes nicht als das von Christus ihnen auferlegte Prüfungskreuz betrachten, und dasselbe bei jeder Gelegenheit abschütteln möchten. Ein Zeichen des Widerspruches ist er auch den Jünglingen und Jungfrauen, die da dem Gebote der Keuschheit zuwider sich in sittengefährliche Verbindungen einlassen, und ihre Unschuld leichtfertig auf das Spiel setzen!

Ein Zeichen, dem widersprochen wird, ist der Herr Allen, die sein Gebot zu lästig finden, die im Herzen dagegen murren, weil es ihren unbändigen Gelüsten Zügel und Zaum anlegt. Sie möchten Freiheit und Losgebundenheit von seinem sie beschränkenden Gesetze, und so gereicht sein Gesetz ihnen zum Falle, nicht zum Aufstehen.

Ein Zeichen des Widerspruches ist Christus jenen, die ihrem Gewissen und der erkannten Wahrheit widerstreben,

die den Weg der Wahrheit verlassen, so wie er mit ihren irdischen Absichten nicht mehr zusammenstimmen will.

Ein Stein des Anstoßes ist Christus endlich Allen, die mit ihrem Stande, ihrem Schicksale, und mit ihren Berufslasten unzufrieden, die Vorsehung Gottes anklagen, daß dieselbe ihnen diesen Stand angewiesen. Sie setzen sich Christi Anordnung zum Fels des Aergernisses! Dieß kann ihnen unmöglich zum Heile gereichen.

Mögen wir auf diese Weise ein Alter, ein Geschlecht, eine Lage und einen Stand des Lebens, wie immer, durchmustern, gewiß finden wir: eine Unzahl von Widersprüchen gegen Christi Heilslehre, gegen Gottes Ordnung, gegen unser wahres Heil bereiten wir uns selbst, und verwandeln uns das, was uns zum Heile dienen soll, in einen Fallstrick, oder in einen Anstoß, durch den wir uns empfindlich, oder tödtlich, verwunden. Solche Widersprüche sind sonach äußerst gefährlich, und deßwegen mit allem Grunde zu fürchten. Es giebt aber auch Widersprüche, welche nicht zu fürchten sind.

II.

Nur Einen Widerspruch haben wir zu fürchten und aus allen Kräften abzuwenden, den Widerspruch gegen Christus und sein heiliges Evangelium, den Widerspruch, den wir selbst gegen den Glauben, gegen Liebe und Gerechtigkeit begehen. — Hüten wir uns wirklich vor solchen Widersprüchen; werden wir dann von gar keinen Widersprüchen mehr gequält seyn? Wer könnte so unerfahren, so fremd im Reiche Gottes seyn? Gerade je weniger wir unserm Heilande widersprechen, desto heftiger wird uns eine verkehrte Welt widersprechen. Das Evangelium wäre nicht

wahr, wenn der Gute und Getreue keinen Widerspruch zu leiden hätte; denn dieses spricht fast auf jedem Blatte von der Gewalt, welche das Himmelreich erleidet, von den Kämpfen und Widersprüchen, welche Gottes fromme Diener hienieden zu erdulden haben. Schlage die Lebensgeschichte der Heiligen am nächsten besten Orte auf: ob auch ein einziger auf seinem Tugendwege ohne Widerspruch, ohne Anfechtung geblieben ist? Es liegt ganz in der Natur der Bösen, daß sie den Guten widersprechen; es liegt aber auch in der Natur der Guten, daß sie sich dadurch nicht irre machen lassen, sondern mit den Waffen der Geduld und Liebe die Widersacher besiegen oder wenigstens ermüden. Sieh nur auf dein göttliches Vorbild selbst hin. Wo ist eine Zeit in seinem heiligen Leben, wo eine Handlung, wo ein Wunderwerk, bei dem er nicht Widerspruch fand von seinen Feinden? Lehrte er, so erhoben sich diese gegen seine Lehre, und verlangten Wunderzeichen; verrichtete er Wunderzeichen, so lästerten sie ihn, wollten vor Neid vergehen, und strebten ihm nach dem Leben. Ja man darf wohl sagen: dieser Widerspruch liegt gegenwärtig im natürlichen Laufe der Dinge, so widernatürlich auch der durch die Sünde herbeigeführte Zustand ist, daß das Gute überall und allzeit Widerspruch erfahren muß.

Wer etwas Gutes ausführen, etwas Unrechtes wegräumen will, der stellt sich da immer Menschen entgegen, die das Gegentheil wollen, weil dieses ihrer verderbten Natur, ihrer bösen Lust und Gewohnheit, oder ihrem Vortheile zusagt. Du kämpfst da nicht selten gegen eine Schooßneigung dessen, der dir widerspricht. Ist es da nicht natürlich, daß er dir widerspricht? Willst du wahrhaft und ernstlich das Gute, so geht es selten ohne

Widerspruch durch. Menschen, die es Allen Recht machen können, sind kaum zu finden, am allerwenigsten können dies wahrhaft gute Menschen.

Was widerfährt demjenigen, der streng sich an das Gesetz Gottes hält, der unbekümmert um die Beispiele seiner lauen Nachbarn und Bekannten den Geboten der Kirche in seinem Hause Geltung und Achtung verschafft, der eine nach streng christlichen Grundsätzen geregelte Haushaltung führt? Er muß es dulden, bespöttelt, getadelt, als ein engherziger, unfreisinniger Mensch bezeichnet zu werden von solchen, die da in der Gleichgültigkeit dahin leben, und weder kalt noch warm sind. Er erfährt wohl auch Widerspruch von ihnen, ja selbst vielleicht von seinen eigenen Kindern und Hausgenossen. Was liegt daran? Dieser Widerspruch ist nicht zu fürchten, vielmehr muß er ein Sporn seyn, auf dem betretenen Wege fortzuwandeln. Der Widerspruch von Seite des Lockeren ist immer ein gutes Zeugniß für die Sache des Tugendhaften.

Der auf Ehre und Sittenreinheit haltende Freund der Lauterkeit hat seinen natürlichen Widersacher an dem, der auf Ehre und Lauterkeit nichts hält. Der Recht und Billigkeit liebende Mensch hat seinen Feind am Ungerechten und Partheisüchtigen. Wer dem Heuchler, der sein faules und feiles Herz und seine unlauteren Absichten, seine Ehr- und Habsucht unter dem glänzenden Mäntelchen der Frömmigkeit verbirgt, die Larve abzieht, wird bei diesem Widerspruch und Verfolgung erfahren. Dieß muß aber den Freund der Tugend nicht abschrecken, vielmehr bestärken. So findet jede Tugend, weil sie eine stille, aber empfindliche Strafpredigt auf das entgegengesetzte Laster ist, ihren Widersprecher an dem, der jener obhold und diesem

ergeben ist. Diesen Widerspruch müssen wir geduldig ertragen, den widersprechenden Theil, wo möglich mit Vorstellungen, besonders aber durch ein in Geduld und Liebe ausharrendes Betragen eines Bessern zu belehren suchen, und standhaft bleiben, wenn wir auch keine Belehrung zu Stande bringen sollten.

Dabei müssen wir uns aber wohl in Acht nehmen, einen jeden Widersprechenden ohne Unterschied sogleich für einen Feind des Guten, oder gar für unsern persönlichen Feind zu halten. Nein! oft widerspricht uns der Nebenmensch aus reiner Ueberzeugung und aus dem besten Willen. Da ist vor Allem Sanftmuth und Liebe nothwendig, damit wir uns nicht in der Art und Weise unseres Benehmens versündigen, nicht durch unzeitigen und unklugen Eifer den Bruder kränken, und ihn von uns trennen, statt ihn zu gewinnen.

Haben wir für das Gute, das wir mit Ernst wollen, das wir aus reiner Liebe zu Gott und den Nächsten wollen, das wir aus innerem Gewissensdrange wollen, Widerspruch zu dulden, dann seyen wir getrost, er wird uns nicht zum Falle, sondern zum Aufstehen, zum Wachsthum in der Tugend gereichen. Machen wir uns auch im kommenden Jahre auf Widerspruch gefaßt, setzen wir ihm nicht Erbitterung und Zorn entgegen; üben wir uns dabei in der wahren Demuth, und bahnen wir uns so den Weg zum demüthigen Heilande. Amen.

Sonntag nach der Beschneidung des Herrn.

Steh auf, und nimm das Kind und seine Mutter und zieh in das Land Israel. Matth. 2, 20.

Kaum geboren war der Heiland der Welt schon der Gegenstand ihrer Verfolgung. Kaum erschien er in der Welt, so ließ auch die Welt dasjenige leider zur Wahrheit werden, was Johannes im Eingange seines Evangeliums sagt: „Die Welt erkannte ihn nicht; die Seinigen nahmen ihn nicht auf.“ Von den Juden sollte das Heil ausgehen, und war bereits wirklich ausgegangen; und sieh! gerade aus Judäa muß das Heil flüchtig gehen, und unter einem fremden, heidnischen Volke sein Heil suchen. — Christen! es ist dieß der Anfang zu der unbegreiflichen Bosheit und Verblendung der Welt, die so weit anschwoll, daß sie das Blut eines Gottmenschen, ihres erbarmungsvollen Retters, am Kreuze fließen sehen wollte! Ja, Blut fließt schon an der Wiege des Welterlösers, das Blut von Tausenden unschuldiger Kindlein. Das Blut dieser schuldlosen Schlachtopfer deutet schon hin auf das Schlachtopfer Golgotha's. Daß dieses Opfer, auf das die listige Bosheit allein es abgesehen hatte, jetzt noch nicht blutet, rührt von einer wunderbaren Führung der göttlichen Vorsehung her, die

mitten aus des Feuers und des Wassers Toben, und aus des Todes Rachen ihren Schützling retten kann und schon oft gerettet hat.

Die Verfolgung, die mächtige, furchtbare Tochter menschlicher Bosheit und ruchloser Gewalt, will den Sohn Gottes selbst verderben, und seine ewigen Erlösungsplane rückgängig machen! Thörichtes, stumpfsinniges Beginnen! Der im Himmel thront, lacht dieser Verkehrtheit. Wen Gott schützen will, dem kann der grimmigste und gewaltigste Feind nicht schaden. Drängen, verfolgen, wehe thun — das kann allerdings der Feind, aber zu Grunde kann er den Gerechten nicht richten. Die ganze heilige und weltliche Geschichte müßten wir als ein Lügenwerk wegwerfen, wofern wir diesem Satze nicht unbedingt beistimmen wollten. — Verfolgung, meine Christen! und Verfolgungsleiden sind im armen Menschenleben eine so häufige und wichtige Erscheinung, daß sie wohl einer eigenen Betrachtung werth sind. So wollen wir denn heute bedenken, **ob und wann die Verfolgung uns wahrhaft förderlich und rettend sey.**

*

Christ! nimm keinen Anstoß an der Verfolgung, die du um der Gerechtigkeit willen zu leiden hast. Ein großes Geheimniß der göttlichen Weltregierung liegt in den Leiden aus der Verfolgung. Lange nicht so wunderbar und anbethungswürdig würde dieselbe uns erscheinen, wenn ihre Sonne nicht manchmal hinter den Leidenswolken sich uns bärge. Wie groß, wie wohlthätig, wie mächtig erscheint uns Gott gerade im Schatten seiner Führungen durch Drangsale! Viele, schwere Räthsel giebt es hier für das

betrübte Menschenherz, für den beschränkten Menschengeist! Aber auch wie viel Auflösungen, wie viele Offenbarungen der Weisheit, Macht und Liebe Gottes! Welch mächtige Aufforderungen zum unbedingten Vertrauen auf die siegvolle Gottesmacht!

Daß Verfolgung an sich kein Zeichen des göttlichen Mißfallens sey, ist eine ausgemachte Wahrheit. Christus selbst fing sein großes Werk unter dem Drucke der Verfolgung an, und unter den Peinen der rasendsten Verfolgung schloß er sein heiligstes Leben. Seinen Aposteln und allen seinen wahren Bekennern kündete er die Verfolgung an, und der Apostel spricht aus Erfahrung das Wort: Alle, die in dieser Welt fromm leben wollen, werden Verfolgung zu erleiden haben. So ist einmal der Gang der sittlichen Weltordnung: Verfolgungen gehören in die Lebensgeschichte jedes wahren Nachfolgers und Jüngers Christi. Wie das doch kommen mag? Die Antwort hierauf steht dem gläubigen Christen alsbald zu Gebote. Es giebt einen Urfeind des Guten, denn es giebt einen Widersacher Gottes, sonach auch einen Widersacher der Freunde Gottes, sonach einen Widersacher der Freunde der Tugend, der Wahrheit und Gerechtigkeit. Das Licht streitet gegen die Finsterniß, und die Finsterniß gegen das Licht. Satan hat leider! seine Bundesgenossen auf Erden, er hat seine Helfer selbst unter den Menschen! Er geht insofern leibhaft in der Welt einher, wer mag dieß läugnen? Sagt doch der Apostelfürst selbst, unser Widersacher, der Teufel, gehe umher, wie ein brüllender Löwe, und suche, wen er verschlinge. Das ist das Geheimniß der Bosheit, das ist der schreckliche Zusammenhang der Erde mit der Hölle. Satan hat auf Erden seine Boten und Jünger an bösen Menschen, die

in ihrer Abtrünnigkeit von Gott verharren. In diesen ist Satans Reich verkörpert auf Erden; durch sie wird der Krieg gegen die Gerechten und gegen die Gerechtigkeit beständig fort unterhalten; dieser Krieg aber macht Verfolgung und Leiden. —

Wenn dem so ist, wird mancher Furchtsame bei sich denken, so ist ja des Elends auf Erden kein Ende, und der hülflose Erdensohn kann nicht bestehen; die sittliche Weltordnung muß untergehen, denn das Böse hat die Uebermacht. Getrost! mein furchtsamer Christ! Christus hat den Fürsten der Welt überwunden. Dieser kann nicht besiegen denjenigen, der sich nicht besiegen lassen will, das ist, denjenigen, der es mit Gott hält, und das Kreuz Christi ihm, dem ergrimmten Feinde des Kreuzes, als Waffe entgegenhält. Die sittliche Weltordnung geht nicht unter, denn sie wird getragen von Christus, ihrem Stifter und Wiederhersteller; die Verfolgung des Guten und der Guten bringt nicht nothwendig ihren Ruin, ihr Verderben. Getrost also! Christus, unser Gott, hat den Feind alles Guten überwunden, er wird auch sie allesammt überwinden, die das Gute und Wahre, die die Guten und Wahrhaftigen verfolgen.

Folgende drei Sätze stehen fest, halte dich stets in allen Stürmen des Lebens daran fest; nämlich die Sätze: Gott läßt die ungerechte Verfolgung nie zur bleibenden Uebermacht gelangen; die Verfolgung bringt dem Verfolgten Gelegenheit zum Verdienste, und endlich ihm und durch ihn der Sache Gottes selbst — Sieg und Verherrlichung.

Ich sehe freilich eine ganze Schaar von Einwendungen vor Augen, die sich diesen Sätzen entgegenstemmen. Tausendmal, so wird man entgegnen, tausendmal hat die

Verfolgung schon über eine gerechte und gute Sache gesiegt; tausendmal wurde der Gerechte zu Boden geworfen, und ist auch nicht mehr in die Höhe gekommen. Sind nicht die frömmsten, redlichsten Diener Gottes endlich doch den Pfeilen der Verfolgung unterlegen, haben nicht die heiligen Martyrer vor ihren Verfolgern Blut und Leben lassen müssen? Ist nicht schon tausendmal der Bösewicht gehoben, der Unschuldige niedergedrückt worden?

Geliebte! Allerdings ist an diesen und einer Menge ähnlicher Einwendungen etwas Wahres, aber gewiß ist daran noch mehr Falsches. Wir wollen sehen, was wahr, aber auch, was falsch daran ist. Der Gerechte kann sehr in's Gedränge kommen, er kann an Ehre, Habe, Gesundheit und Leben gefährdet werden, kann das Eine und das Andere wirklich verlieren. Die Verfolgung kann lange anhalten, sie kann dem Verfolgten angst und bange machen, selbst mit Verzweiflung ihn bedrohen — Alles das kann der Fall seyn, das ist wahr. Was ist aber nicht wahr? Nicht wahr ist, daß deßhalb die Verfolgung die Oberhand behält, daß die verfochtene gute Sache deßwegen unterliegt, daß der Verfolgte deßhalb wirklich in's Verderben und in Verzweiflung gestürzt wird. Nicht wahr ist, daß deßhalb die Bosheit des Verfolgers und seine böse Sache wahrhaft siege und triumphire. Allerdings hat das Letztere in vielen Fällen den Schein für sich. Allerdings scheint oft die gute Sache sammt ihrem Verfechter zu unterliegen, wenn wir unseren Blick nicht über die sichtbaren Erscheinungen hinaustragen, mit dem Glaubens-Auge nicht auf die höheren Zwecke und Erfolge schauen. Herodes, der grausame Verfolger der Sache und Person Christi, richtet ein fürchterliches Blutbad an, Henker reißen die zarten Säuglinge

von der schreienden Mütter Brüsten, Tausende von Müttern versetzt der gräßliche Mord ihrer Kinder in unbeschreibliche Verwirrung und in namenlosen Schmerz. Dazu sind Kinder und Mütter unschuldig! Wie? hätte da Gott nicht der Verfolgung wehren sollen? Hatte diese nicht den vollständigsten Sieg erreicht? Wahr ist es, hart und schrecklich war dieß für die Verfolgten; — aber hat deßwegen der Verfolger den Sieg davongetragen? Der Böse kann nie siegen, wenn er auch seine ungerechte Sache durchführt; gerade in dieser Durchführung liegt seine vollständigste Niederlage. Denn nun tritt Gottes Macht, Gerechtigkeit und Weisheit ein, und setzt seine ewigen Plane desto herrlicher durch. Der Mord der Unschuldigen war keine Besiegung, er war vielmehr ein Sieg für die Kinder und für die weinenden Mütter. Gott entschädigte sie mit einer desto seligeren Wiedervereinigung, und gab beiden so das Verlorne tausendfach zurück. Nebenbei aber ward der neugeborne Retter der Menschheit gerettet. — Freilich wählt Gott zum Siege nicht immer jene Wege, die wir wählen würden. Durch das unmittelbare Dazwischentreten seiner Allmacht konnte Gott allerdings seinen eingefleischten Sohn dem Verfolger entziehen, ohne ihm die unschuldigen Kindlein preiszugeben, und ohne die Flucht nach Aegypten dem Nährvater einzugeben. Wahr ist's: Gott konnte andere, sanftere Wege wählen. Nun wollte er aber der Verfolgung und dem Verfolger einigen Spielraum lassen: können oder wollen wir Ihn darüber tadeln? Der Menschen wegen hat Gott diese Wege gewählt, damit sie gerade durch diese Wege Ihn und seinen einzigen Sohn desto leichter erkännten. Fast zwei Jahre mußte sich der Herr der Erde im fremden Lande vor dem blutdürstigen Verfolger

bergen. Konnte denn Gott dem Ruchlosen nicht kürzer die Tage seines Lasterlebens vorzählen? Er konnte es, wer mag dieß bezweifeln; aber gewiß wußte er am besten, wann es Zeit sey. Selbst nach dem Tode des Herodes war die Verfolgung noch nicht ganz gestorben, denn sein Sohn Archelaus erbte zum Theil des Vaters Sinnesart. Dieß veranlaßte Joseph, nicht nach Judäa, sondern nach Galiläa zu wandern. Gewiß stand es bei Gott, einen milden Regenten dem Judenlande zu geben, um seinem aus Aegypten zurückkehrenden Sohne eine ungefährdete Aufnahme zu sichern. Dieß that Gott nicht aus Gründen, die nur Ihm bekannt sind. Doch können wir einen derselben aus dem Evangelium selbst entnehmen, nämlich den, daß erfüllt würde das prophetische Wort: „Man wird ihn einen Nazaräer heißen.“ Daher führte er ihn nach Nazareth, nicht nach Jerusalem.

Aehnliches wiederholt sich in der Leidensgeschichte der Apostel. Aehnliches auch in dem Leben fast eines jeglichen heiligen Dieners Jesu Christi. Lange, unbegreiflich lange ließ oft der Herr die Seinen unter der pressenden Kelter der Verfolgung seufzen, aus der sie doch weit eher gerettet werden konnten, und nach unserem Dafürhalten gerettet werden sollten. Kaum waren sie einer Verfolgung entronnen, so fielen sie schon wieder in eine andere. Gerettet, wunderbar gerettet — wurden sie wieder gefesselt. Ein glanzvolles Wunder rettete den gefesselten Petrus aus dem Kerker, der Himmel entzog ihn durch seinen Engel dem sicheren Tode; unzählige Gefahren besiegte wunderbar der Völker-Apostel Paulus. Und — wie wunderlich! nach so vielen Rettungs-Wundern unterlagen sie beide doch zuletzt der blutigen Verfolgung. Soll man vielleicht daraus so

schließen: Also hat denn doch die Verfolgung über sie und ihre heilige Sache gesiegt; also hat der Verfolger doch die gute Sache unter seine Füße gebracht; also kann es doch mit einem unbedingten Vertrauen auf Gottes Macht und Hülfe nicht so ernstlich gemeint seyn! O! wer so denken wollte und könnte, der wäre noch ein Fremdling im Reiche Christi. Wie helle leuchtet aus dem Leben Christi die Wahrheit heraus: Christus hatte Macht über seine Verfolger, er konnte ihrer stürmischen Verfolgungssucht eben so gut gebieten, wie dem Sturme auf der See. Wie oft entging er selbst den Händen der Verfolger, wie oft lähmte er sie, daß sie ihn nicht angriffen, nicht eher angriffen, als bis seine Stunde gekommen war! Nachdem diese aber gekommen, dann übergab er sich auch seinen Verfolgern. Gerade so fügte es der Herr bei seinen Dienern. Ehe ihre Stunde gekommen, führte er sie unversehrt mitten durch die offensten Gefahren, wunderthätig ließ er oft die Wirkung gewisser Marter- und Mordwerkzeuge spurlos an ihnen vorübergehen. War aber ihre Stunde gekommen, dann ließ er der Verfolgung ihren Lauf, und die Mord-Instrumente thaten ihre Dienste!

Woher dieses? kann man fragen, und wozu dieses? Ist dieß nicht ein Triumph der Finsterniß über das Licht? Nein! Umgekehrt — ist es der Sieg des Lichts über die Finsterniß, der christlichen Tugend über die Bosheit der Hölle und der Menschen. Dadurch daß sich Christus seinen Verfolgern übergab, vollendeten sie nur das Maß ihrer Bosheit, und verhalfen ihm so offenbar zum vollkommensten Siege. Dadurch, daß die christlichen Blutzeugen als Opfer der Verfolgung sich dieser in die Hände gaben und standhaft im Bekenntnisse blieben, sind sie wahrlich nicht

zu Grunde gegangen, sind sie wahrlich nicht besiegt worden, vielmehr ist dadurch gerade der Sieg ihnen und ihrer Sache voll geworden — zur Ehre und Verherrlichung Christi. Der Aufschub war von Gott nur berechnet, daß sie vollkommen reif und beharrlich im Glauben und im Willen würden, um so die letzte und schwerste Versuchung, den letzten und schwersten Kampf, glorreich und heldenmüthig zu bestehen. War ihre Stunde da, dann ward ihnen die Siegespalme keinen Augenblick mehr vorenthalten.

Das ist die Geschichte der Verfolgungen in der christlichen Kirche, vom allgemeinen Standpunkte betrachtet. Aehnliches geschieht im Kleinen an Allen, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden. Ihnen ist von Christus das Himmelreich verheißen. Der Verfolger wird sie nicht überwältigen können, ihr Kampf wird zum Verdienste und ihre Sache zum endlichen Siege hinanführen. Wenn Gott im Anfange der neutestamentlichen Kirche im Großen Verfolgungen, weitverbreitete Verfolgungen zuließ: so hatte er dabei den Sieg des Glaubens und das Wachsthum seiner Kirche zum Zwecke; Aehnliches bezweckt er im Kleinen bei unsern Verfolgungen noch heute; auch heute läßt er Verfolger und Verfolgung ähnliche Wege gehen. Widerstreiten wir den göttlichen Absichten nicht, verzweifeln wir nicht an dem Beistande dessen, dem keine Verfolgung unbesiegbar ist.

Lassen wir uns nicht übermannen von gewissen Bedenklichkeiten und Einwendungen, die manchmal zu schweren Versuchungen anwachsen. Wie Manchem drohte schon die Verfolgung ein Fallstrick des Verderbens, eine Veranlassung zur Kleinmüthigkeit und Vertrauens-Armuth zu werden! Jetzt ist's schon so viele Jahre her, denkt mancher Verfolgte, seitdem ich keine Ruhe habe vor meinem Feinde. Keine

meiner Handlungen und Unterlassungen, keine meiner Reden entgeht seinem Späherblicke, Alles ist dem giftigen Messer falscher Deutung, Verdrehung, und der Unterlegung arger Absichten ausgesetzt! Schon so lange herrscht unumschränkt jene tückische Parthei, mag ein Anderer mit Recht einwenden; Jedermann, der sich nicht in ihren Bund aufnehmen läßt, ist geächtet und in Gefahr, von Amt und Stelle zu kommen, oder nie dazu zu gelangen; ungestraft und unentlarvt treibt sie Jahre lang ihre List und Bedrückung gegen ihre ruhigen und partheilosen Mitmenschen; hundert Opfer hat sie sich schon gemacht, und nach neuen wirft sie noch immer die Netze aus. Sie ist der Schrecken aller Gutdenkenden, aller gerade und gerecht Gesinnten. Nunmehr siegt sie gewiß und spottet des Armes der vergeltenden Gerechtigkeit! So denkt, so spricht wohl auch Mancher in seinem Unmuthe, gepreßt von der Verfolgung, besonders dann, wenn er sieht, daß bereits Mehrere der ränkesüchtigen Verfolgung unterlagen, und kein Strahl einer besseren Zukunft in die Seele leuchtet.

Ist's denn aber recht, ist's christlich weise, solchen Gedanken sich zu überlassen? Kommen wir dabei vorwärts auf dem Wege des Heils? Nein! ist die Antwort auf diese Fragen. Die Widerlegung liegt im heutigen Evangelium. Ist es nicht auch eine fortgesetzte Verfolgung, die der erschienene Heiland der Welt erfährt? Erfährt er sie nicht von einer gewaltigen weitverbreiteten Parthei, in deren Hand alle Macht zu jeglicher Art von Willkür liegt, von einer Parthei, die ihr Interesse für gefährdet hält und keinerlei Mittel spart, dasselbe zu schützen? Unterliegt deßhalb der Gottmensch den Anschlägen der schlaue, sten Verruchtheit? Nein! Gott hat außerordentliche Wege,

die keine Menschenlist erspähen noch verbauen kann! Wen Gott retten will, den führt er mitten durch die Feinde unversehrt. Die Anschläge der Bösen, wie fein oder wie grausam, wie lange oder wie kurz gesponnen, wie alt oder wie neu sie seyen — sie müssen einmal zu Schanden werden. Und werden diese Anschläge auch manchmal wirklich ausgeführt, muß der Eine oder der Andere auch ein Opfer werden: so liegt gerade in diesem scheinbaren Siege das sichere Vorzeichen der Niederlage der ungerechten Sache. Desto herrlicher wird dann der Sieg der Gerechtigkeit, desto nackter erscheint dann die Bosheit. Die Opfer werden von der vergeltenden Gerechtigkeit tausendfach zurückgegeben. Das Blut der unschuldigen Kindlein rettet einer ganzen Welt das allmächtige Versöhnungsblut des Gottmenschen. Kleinmüthiger! Wirf nur einen Blick in die heilige Geschichte, und laß dir von einem geretteten Mardochäus und einer Susanna die Stärke der schützenden Hand Gottes erzählen! —

Soll aber Gott dein Retter und dein Rächer wider deine Verfolger seyn, dann muß vor allem deine Sache eine gerechte Sache seyn, heilig muß deine Absicht seyn, christlich müssen seyn deine Vertheidigungswaffen, christlich rein und milde die Weise deines Kampfes. Willst du Zuversicht haben auf den Schutz deines Gottes, soll deine Sache Gottes Sache werden: o dann muß sie auch Gottes würdig seyn. Gar Manche leiden Verfolgung — ohne Verdienst, weil ihre Sache nicht wahrhaft gerecht, weil ihre Absicht unlauter, weil ihre Waffe die Leidenschaft ist. Mögen diese immerhin sich rühmen der Verfolgung, als hätten sie einen Ruhm vor Gott: unmöglich kann Gott

sich ihrer annehmen, unmöglich ihre Sache einen gesegneten Ausgang nehmen. Amen.

Der erste Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

(1839.)

Siehe! dein Vater und ich haben dich schmerzlich gesucht. Luk. 2, 48.

Sehr manchfaltigen Inhalts ist unser Evangelium; Göttliches und Menschliches durchdringen sich im Ganzen. Jesus auf dem Osterfeste zu Jerusalem — das Kind bei den Eltern; da erkennen wir seine Menschheit, seine Nation und die Religion, in der er geboren ward. Er bleibt in Jerusalem zurück, in dem Tempel sitzend — unter den Lehrern des Gesetzes, mit himmlischer Weisheit antwortend und fragend: — dadurch legt er nicht undeutliche Spuren seiner göttlichen Sendung vor Augen, ja er weist auf diese mit den ausdrücklichen Worten hin: Wußtet ihr nicht, daß ich in dem seyn müsse, was meines Vaters ist?

Glauben wir nicht, daß der zwölfjährige Jesus mit einer solchen Antwort die kindliche Ehrfurcht hintangesetzt habe. Es blickt hier in dieser Aeußerung jene geheimnißvolle Verbindung der göttlichen Natur und Sendung mit der menschlichen durch, die wir auch sonst oft im Evangelium bemerken. Die Mutter suchte ihn als Menschen, als

ihren Sohn, und redete ihn auch auf ganz menschliche Weise an; er aber antwortete als Gottes Sohn auf eine Weise, wie er sich seiner göttlichen Sendung bewußt war. — Mehrere Väter, worunter auch der heilige Ambrosius, verweilen bei den Zahlen zwölf und drei, und sehen darin eine Hindeutung auf die zwölf Apostel, und auf die glorreiche Auferstehung, die am dritten Tage nach seinem Kreuztode alle Verheißungen des Herrn besiegelte. — Nach drei Tagen fanden sie ihn in dem Tempel. Ein Beweis, daß sie mühesam suchten, und ausharrten in dem Suchen. Das Suchen hat immer etwas Mühsames und Beklemmendes. Wie Viele suchen mit Schmerzen, und können den gesuchten Gegenstand nicht finden? Maria und Joseph fanden Den, welchen sie beharrlich suchten. Auch wir suchen ihn. Stellen wir ihnen aber uns zur Seite, wie unglücklich sind wir oft beim Aufsuchen unsers Herrn! Dieß bringt mich zur Feststellung der zwei Sätze:

I. Es giebt ein vergebliches Suchen.

II. Es giebt ein erfolgreiches Suchen.

I.

Es ist gar nicht zu wundern, wenn die Menschen nicht immer finden, was sie mit Schmerzen suchen. Sie haben ganz falsche, gefährliche und unwürdige Ansichten von manchen Gegenständen ihres Verlangens. Wie häufig ist dieß nicht der Fall bei allen Glücksgütern. Man macht sich überspannte Begriffe von der beglückenden Kraft des Geldes, der Ehre, eines höheren Standes ꝛc., und wie diese äußerlichen Güter alle heißen mögen. Hätte ich dieses, denkt Mancher, dann fehlte mir nichts mehr an meiner Glückseligkeit. Hätte ich diese Summe Geldes, wie gut

würde ich ſie verwenden, mehr für Andere, als für mich! Dabei wird nicht bedacht, daß der unbeſtändige, jeglicher Selbſttäuſchung unterworfene Menſch ſeine heutigen Vorſätze morgen ſchon bricht. Was ſagt die Erfahrung? Wie Mancher iſt wirklich zu dem Gute gelangt, das er geſucht hat. Hat er es nun auch ſo verwendet, wie er ſich's vornahm, als er noch nicht im Beſitze deſſelben war? Hat er wirklich die Armen unterſtützt, die Nackten bekleidet, das gemeine Beſte ſo berückſichtigt, wie er ſich's vorgenommen? Nein! er hat im Gegentheil Böſes geſtiftet, hat ſich einem oder mehrern Laſtern ergeben, und das Erlangte, wie der verlorne Sohn ſein Vermögen, vergeudet! Mancher hat die lange und ſehnlich geſuchte Geſundheit wirklich wieder erlangt; und er denkt nicht mehr der heiligen Zwecke, denen er dieſelbe widmen wollte; im Gegentheile — er mißbraucht, entweiht und ſchändet dieſes köſtlichſte der Erdengüter. Ich könnte lange fortfahren in der Aufzählung der verkehrten Anſichten der Menſchen, die da verurſachen, daß man nicht findet, was man ſucht. Jeglicher kann aber zum Ueberfluſſe aus ſeiner eigenen Erfahrung und Beobachtung ſich dieſe Sache ganz klar machen. Wie Mancher träumte ſich den Himmel, wenn er mit dieſer oder jener Perſon ſich in ehelicher Verbindung vereinigen, jenen angeſehenen Mann für ſeine Meinung und Abſichten gewinnen, einen Prozeßhandel durchſetzen, eine Verſorgung erlaufen oder erſchleichen könnte. Sein Wille iſt geſchehen! Iſt darum ihm auch ſtets wohl geſchehen? Hat er auch ſein Glück wahrhaft gefunden? Ganz anders erſcheint ihm die Sache nach dem Beſitze; kaum iſt er in demſelben, ſo wird er gleichgültig oder wünſcht ſogar ſich ſchon wieder hinaus!

Welch ein Unglück wäre es gar oft für den Suchenden, wenn er allezeit und Alles fände, was er sucht! Was ist denn gemeinlich dasjenige am Menschen, was da sucht? Ach! sehr häufig ist die Eitelkeit, der Genuß, das Fleisch, die Ehrsucht das Suchende, und da kann man sich leicht vorstellen, von welcher Art das Gesuchte seyn werde! Sehr selten ist es die reine Liebe zu Gott, unschuldiges Ringen nach einem vollkommenen Gute, uneigennütziges Streben nach dem Wahren und Bleibenden. Ist es da nicht gut, wenn der Mensch nicht findet, was er sucht?

Warum aber wird ihm selbst das Gute nicht gewährt, das er nicht selten mit langwieriger Anstrengung und in Schmerzen sucht? Es arbeitet ein Sünder nicht ohne Anstrengung daran, die verlorne Gnade Gottes wieder zu gewinnen, mit andern Worten, seinen Heiland wieder zu finden; woher kömmt es, daß er ihn dennoch nicht findet und mit ihm den verlornen Frieden wieder erringt? Ich antworte: Er sucht ihn nicht am rechten Orte, nicht auf die rechte Weise, nicht in der rechten Gesellschaft. Die Eltern Jesu fanden ihren Sohn im Tempel. Auch der Sünder findet ihn am sichersten an diesem Orte; denn da ist der erschlossene Schatz seiner Gnaden, da ist der Schlüssel zum menschlichen Herzen, da ist gemeinsame Erbauung und Belehrung, da ist das geheimnißvolle Gottesmahl, da thront Jesus in seinem heiligen Sakramente, da sind die Schlüssel des Bußgerichtes. Im Tempel aber wollen ihn Mehrere nicht suchen, da wollen sie das Knie nicht beugen, da wollen sie sich nicht dem Priester — zur Reinigung vom Sünden-Aussatze stellen; da wollen sie sich nicht gläubig niederwerfen vor ihrem in den sakramentalischen Gestalten verborgenen Gott. Darum finden sie die Gnade

nicht, die sie verloren haben, nach der sie aber bei ihrem unglücklichen Zustande wieder mit einem gewissen Schmerzgefühle verlangen.

Wieder Andere suchen Jesum nicht in der Demuth und Zerknirschung des Herzens, wie jener Zöllner; sie suchen ihn noch in hohen Worten irdischer Weisheit, in Selbstgefälligkeit und Selbstruhm; sie suchen die Versöhnungsgnade nicht im offenen Bekenntnisse ihrer Sündhaftigkeit, sondern in eitler Selbstrechtfertigung; wie können sich diese wundern, wenn sie die Wirkungen einer aufrichtigen Buße nicht in sich verspüren, wenn sie immer schwächer und reizbarer werden und stets tiefer fallen!

Andere suchen Christum nicht in der rechten Gesellschaft. Die Eltern Jesu suchten ihren Sohn zuerst unter der Reisegesellschaft. Da war er nicht zu finden. Dieß sey dir ein lehrreicher Wink! Willst du ihn zum Freunde, zum Tröster, zum Begleiter durch das traurige Erdenleben haben: so menge dich nicht ein in das Geräusch einer leichtsinnigen Kameradschaft, nicht in das Getümmel einer genußsüchtigen Welt; wende dich nicht auf die breite Straße, worauf alles leichtfertige Volk lustig einherläuft! denn da wirst du Christum mit seinen Gnaden so leicht nicht finden. Baue ihm vielmehr in deinem Herzen einen stillen Tempel, schmücke denselben aus mit den Tugenden des Gehorsams, der Zurückgezogenheit, der heiligen Betrachtung, der ernsten Erforschung deiner selbst; unter solche Gefährten mischt sich der Heiland gerne, eine solche Reisegesellschaft liebt er, wie die der beiden Jünger auf dem Wege nach Emmaus! Zu Niemand kömmt der demüthige Jesus, der nicht selbst demüthigen Sinnes geworden ist, zu Niemand, der ihn nicht in aller Einfalt und Aufrichtigkeit

des Herzens sucht, zu Niemand, der ihn nicht ganz allein sucht. Wer sich selber oder seine Erdenlüste noch mitsuchen will, vor dem flieht er, wie vor einem Pharisäer.

Wie Wenige suchen ihn wahrhaft und aufrichtig! Was hift's, wenn man den Erlöser und seine Gnade zwar sucht, aber nicht an der leitenden Hand seiner wahren Kirche, nicht mit kindlicher Liebe, nicht mit den Schmerzen der empfindlichsten Reue darüber, daß man ihn verlassen hat; nicht mit gänzlicher, unbedingter Hingabe!

Wie wollen Manche sich rühmen, auf dem Wege zu seyn, um Christum zu suchen, da sie auf einem Wege sind, der nimmermehr zum Tempel des Gottessohnes führt, wohl aber zu den verrufenen Tempeln der verdorbenen, in Trunkenheit und Sinnenrausch betäubten Menschensöhne. Eltern! ihr findet ihn nicht, wenn ihr eure Kinder in jene Häuser lasset, wo Christi Widersacher seinen Thron aufgeschlagen hat, und wo der Bauch-Gott seine Baalspredigten hält! Kinder! ihr findet Jesum nicht, wenn ihr mit dem ungerathenen Cham auf einem und demselben Wege wandelt. — Wann wird unser Suchen ein erfolgreiches und gesegnetes seyn?

II.

Der Sünder darf frohlocken, daß es für ihn ein Mittel giebt, wodurch Jesus von ihm unfehlbar gefunden wird. Der heilige Chrysostomus beschreibt uns dieses unfehlbare Mittel in einem Gleichnisse, worin angedeutet wird, wie die Sünde ausgetrieben und die verlorne Gnade in die Seele eingelassen werde. „Der Wurm," sagt er, „erzeugt sich aus dem Holze, und zernagt und verzehrt eben dasselbe Holz, aus dem er sich erzeugt hat. So erzeugt sich auch

die Traurigkeit aus der Sünde. Wie nun der Wurm das Holz, seine eigene Mutter, allmälig verzehrt, so schafft auch die Betrübniß die Sünde hinaus, so daß also die Sünde ihre austreibende Arznei selber mit sich führt." So viel vermag der Reueschmerz, will Chrysostomus sagen, so viel vermögen Reuethränen: sie tödten den Sündenwurm und geben uns gleichsam den verlornen Jesus wieder.

Suchet, so werdet ihr finden, ermahnt uns das Evangelium. Was in der Welt könnte ein würdigerer Gegenstand unseres Suchens seyn, als Gott selbst? Wie könnten wir uns rühmen, etwas gefunden zu haben, wofern wir das höchste Gut nicht gefunden hätten? Und dieses höchste Gut, der beleidigte Gott, hat die höchste Freude daran, wenn man ihn sucht; er will, daß wir ihn finden. So machte einst der vertraute Freund Gottes, Moses, die tröstliche Versicherung: „Suchst du den Herrn deinen Gott, so wirst du ihn finden; aber aus ganzem Herzen mußt du ihn suchen, und mit der ganzen Bekümmerniß deiner Seele." — Sünder! du hast durch deine eigene Schuld deinen Heiland verloren; Maria hatte ohne ihre Schuld ihren Sohn verloren; bewundere ihren sorgsamen Fleiß im Aufsuchen desselben. Dachte sie vielleicht so: Er ist zwölf Jahre alt, dieser mein Sohn, die Hand Gottes ist sichtbar mit ihm, er kann nicht verloren gehen; auch ohne mein Suchen wird er sich von selbst wieder finden. Nein! eine ganz andere Gesinnung bewies die Mutter; drei Tage suchte sie ihn, mit Schmerzen suchte sie ihn, und mit Thränen im Auge fand sie ihn. Daraus möge der Sünder, der seinen Gott wiederfinden will, die Mittel abnehmen und die Weise, wie man ihn suchen müsse: mit aus-

harrendem Fleiße und in der ganzen Bekümmerniß seines Herzens muß man ihn suchen.

Man hört oft Klagen von zaghaften Seelen, die sich darüber beschweren, daß es ihnen trotz aller Mühe nicht gelingen wolle, die Wirkungen der Gnade, die Früchte einer bleibenden Besserung in sich zu verspüren. Sie glauben Alles gethan zu haben, und doch will es immer beim Alten verbleiben. Ob ihre Klagen nicht wahre Anklagen ihrer selbst sind? Gott naht sich Allen, die sich ihm nahen. Wenn es also an der Annäherung fehlt, so fehlt es auf unserer Seite. Wenn es an den Früchten der Besserung fehlt, so werden wir den Herrn nicht mit dem gehörigen Fleiße, nicht mit ganzem Herzen, nicht mit wahrer Bekümmerniß gesucht haben. Das kann uns eine redliche Erforschung unseres Herzens bald entdecken. Diese wird uns sagen: Klagende Seele! du klagst dich selber an; du suchtest den Herrn nur eine kurze Zeit, kaum länger, als du zum Bekenntnisse im Beichtstuhle brauchtest; du theiltest dein Herz zwischen Gott und deinen Lieblingssünden; du wolltest den Schmerz nicht tragen, den die Trennung von deinen Schooßneigungen kostet; du wolltest deine bisherigen Sünden-Gewohnheiten noch zur Reisegesellschaft beibehalten, daher du nicht das Messer an die Wurzel legtest. Du besuchtest deinen Heiland nur im Vorübergehen. Bleib einmal bei ihm, dann wird er auch bei dir bleiben, und du wirst zunehmen an Weisheit und Liebenswürdigkeit vor Gott und den Menschen. Amen.

Zweiter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Jesus und seine Jünger waren zu der Hochzeit geladen. Joh. 2, 2.

Heute finden wir Jesus mit seiner Mutter und seinen Jüngern auf einer Hochzeit, auf der Hochzeit eines bekannten oder, wie Mehrere annehmen, eines mit Maria verwandten Brautpaares. Solche Hochzeitgäste, Geliebteste! ehren gewiß die Hochzeit und das neuverbundene Paar, geben aber auch vielerlei Stoff zur Erwägung dessen, was wohl bei dem Freudenmahle vorging und geredet wurde. Schon die Thatsache, daß Christus mit seinen Jüngern gegenwärtig war, ist sehr merkwürdig und beherzigenswerth. Christus, die Jungfrau mit jungfräulichen Jüngern, mit seiner jungfräulichen Mutter auf einer Hochzeit — wie mag das zusammenpassen? Christus, der Verheißer und Stifter eines überzeitlichen und übersinnlichen Reiches, wo man weder zur Ehe nehmen, noch zur Ehe genommen wird — wo man lebt wie die Engel Gottes, — erscheint in einer Gesellschaft, die nur für die Erde berechnet ist, die nur irdische Nachkommen sich sichern will! Wie mag der Herr, der seine Creaturen an Einem fort auf das Ewige, Unvergängliche hinweist, sich dermaßen im Kreise des Zeitlichen, Irdischen bewegen? Christen! das sind Bedenken, die vor

dem Gedanken an die Bedeutung der Ehe im neuen Bunde von selbst verschwinden. Ein Stand, der so alt ist, als die Welt, ist gewiß an sich schon ehrwürdig, ein solcher Stand ist nun allerdings der Ehestand, da er schon im Paradiese von Gott eingesetzt ward — mit der hehren Bestimmung der Unauflöslichkeit. Diese Unauflöslichkeit sollte er auch nach dem Sündenfalle nicht verlieren; auch im Stande der Natur sollte wahr bleiben: Was Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen. Noch höhere Würde dachte der göttliche Stifter des neuen Bundes der Ehe zu, indem er sie zu einem Sakramente erhoben, das eine Quelle der Gnade für die Eheleute und für ihre Nachkommen seyn soll. So ist denn der Ehestand in jeder Hinsicht ehrwürdig: denn Gott selbst ist es, der ihn eingesetzt und später so herrlich bestätigt hat; der Ehestand ist ein wahres Schutzmittel der Menschheit gegen Befleckung und thierische Wollust; der Ehestand ist nothwendig zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, er ist die Pflanzschule zum Fortbestande der Kirche Christi; der Ehestand ist endlich ein hehres Sakrament, er ist das Zeichen der innigen Vereinigung Christi mit seiner Kirche, jener über alle Begriffe heiligen, in Ewigkeit bestehenden Liebes-Einigung. Darin, christliche Eheleute, liegt die Heiligkeit, die geheimnißvolle Erhabenheit eures Standes, auf den ihr in christlicher Freude stolz seyn dürfet. Der liebe Heiland hat es gewußt, daß euer Stand in vielfacher Beziehung ein schwerer, mühe- und sorgenvoller Stand ist; deßhalb hat er ihn reichlich mit seiner Gnade ausgestattet, und ihn auch äußerlich geehrt, wie das heutige Evangelium darthut. Ja, fürwahr! die Beschwerden eures Berufes dürfen euch nicht entmuthigen; denn euer Stand ist eures Heilandes ganz

besonderes Augenmerk. Die Auszeichnung, die Christus mit seinen Jüngern und mit seiner Mutter heute eurem Stande widerfahren läßt, gebe euch die Zuversicht,

I. Christus als den Beschützer und Beistand eures Standes;

II. Seine Mutter Maria aber auch als eure Mutter zu betrachten.

I.

Christus liebt die Jungfrauen beiderlei Geschlechts, das ist gewiß; er selbst war eine Jungfrau, sein vertrautester Jünger war eine Jungfrau, seine Mutter war eine Jungfrau. Seine Kirche ist seine unbefleckte Braut. Diese hat ihre Freude an der Jungfrauschaft, und hat derselben jederzeit die ungetheilteste Achtung und den Vorrang vor der heiligen Liebes-Einheit der Ehe zuerkannt. Dabei aber hat sie dem Ehestande nichts von der ihm gebührenden Achtung entzogen. Sie erwahrt auch hierin die von Oben stammende Weisheit und Gerechtigkeit, ganz würdig ihres geliebten Bräutigams. Sie verfährt nicht nach der Welt Weise, die dem Einen entzieht, was sie dem Andern im Uebermaße zutheilt. Die Kirche ist eine gerechte Haushälterin Gottes, sie fördert den ehelosen, lebenslänglich keuschen Stand, und vernachlässiget dabei nicht den ehelichen. Ja dieser liegt ihr ganz besonders am Herzen, und nimmt ihre ungetheilte Mutterforge in Anspruch; denn aus der Ehe kömmt das Wohl oder das Wehe der Menschheit, je nachdem ihr Ehre gegeben oder Mißachtung zu Theil wird. Aus der Ehe entspringt Glück und Segen, aber auch Unglück und Fluch. In der Ehe ruht die Zukunft der Kirche Christi, die aus diesem heiligen Quell ihre

ferneren Glieder erwachsen läßt. Die Ehe ist mit Einem Worte die Lebensquelle des Menschengeschlechtes für dieß- und jenseits. Grund genug, ehrsame Eheleute! warum die Kirche vom ersten Augenblick ihrer Stiftung an sich der Ehe so sehr angenommen, warum sie euren Stand als einen heiligen, reinen und von Gott gestifteten Stand jederzeit gegen Alle in Schutz genommen hat, die da gering, verächtlich und glaubenswidrig von ihm dachten, und ehrenrührig von ihm sprachen oder schrieben, wie in den ersten Zeiten ein Saturnin und Marcion, die Manichäer und Enkratiten, die in der Ehe etwas Verwerfliches, etwas Verunreinigendes sahen. Gegen diese verkehrten Schwärmer hat die Kirche allezeit euren hehren Stand vertheidigt, und ihre heiligen Lehrer haben ihm fort und fort das verdiente Lob gesprochen. Hören wir statt vieler nur die erhebenden Worte des heiligen Fulgentius: „Wir wissen es, die Ehe ist nichts Sündhaftes, sondern sie ist Gottes Werk und Gottes Geschenk: der Herr hat sie geknüpft mit dem Bande des Glaubens, hat sie begnadigt mit seinem Segen, hat die Ehen vervielfacht mittelst der vermehrten Fortpflanzung. Wir kennen ein in allen Stücken verehrungswerthes Eheverhältniß, und ein unbeflecktes Ehebett.“ Auch jene heiligen Väter, die mit großer Vorliebe von der jungfräulichen Reinigkeit sprechen, und diese über die Ehe bei allen passenden Gelegenheiten erheben, sprechen doch jederzeit mit großer Ehrfurcht von dem geheimnißvollen Ehebunde, und lassen ihm alle jene Ehre, die er als das Bild der Vermählung Christi mit seiner Kirche in Anspruch nehmen kann. —

Woher denn zuletzt diese übereinstimmende Hochachtung gegen das eheliche Verhältniß, welche die ganze Kirche im

Alterthume sowohl als noch heutzutage ungeschwächt bewahrt hat? Woher anders rührt diese Achtung, als von der hohen Bestimmung, welche Christus der Ehe in seiner Kirche gegeben hat? Woher anders, als daher, daß er das Eheverhältniß als den Ausdruck jenes reinsten Verhältnisses angesehen wissen wollte, das zwischen ihm und seiner keuschen Geistes-Braut statt findet? Denn er hat sich eine Braut erlesen und geheiligt, ganz flecken- und runzellos. Christus, der reine Bräutigam seiner unbefleckten Kirche, hat allezeit in seiner Kirche den Ehestand geschützt gegen seine auswärtigen und inwendigen Feinde. Christen! bis auf die heutige Stunde ist er der mächtige Schirmer des heiligen Ehestandes. Ohne seinen Schutz wäre er tausendmal schon seiner Ehre verlustig geworden; denn tausendmal haben es freche, fleischlich versunkene Menschen versucht, die Ehe ihres himmlischen Charakters zu entkleiden, in den schnödesten Fleischesdienst herabzuziehen, und so Christi Ehre auch in diesem großen Sakramente zu schänden! Und ist es auch nicht immer auf diesen Gipfel der Ruchlosigkeit gekommen: so hat man doch oft lange Perioden hindurch, selbst in christlichen Staaten, allzu geringfügig und gemein von der christlichen Ehe gedacht, man hat sie für nichts Höheres gelten lassen wollen, als für einen weltlichen Vertrag, entbehrend der höheren, göttlichen Weihe und der sakramentalischen Gnade. Längst hätte euer Stand, christliche Eheleute! die Ehre und übernatürliche Weihe verloren, die er noch hat, hätte ihn Christus der Herr nicht geschützt in seiner katholischen Kirche. Ja ich spreche es mit Nachdruck: in seiner katholischen Kirche. Denn die katholische Kirche allein ist es gewesen, welche den Glauben an ein Sakrament der Ehe aufrecht

erhalten hat, während man außer ihr nichts verabsäumte, um diesen himmlischen Charakter sie zu bringen, und sie in die Reihe der gemeinen bürgerlichen Verträge herabzusetzen. Christliche Eheleute! ich glaube, ihr fühlet es, wie viel ihr verlieren würdet, wenn man euch den Glauben an die Ehe als eines der sieben heiligen Sakramente der Kirche Christi nehmen würde. Wo würdet ihr die Kraft, wo den Muth hernehmen, in eurem so schweren Stande auszuharren, und in demselben euch ganz und auf immer Gott zum Opfer zu machen? Was tröstet euch in schweren Leiden, Schmerzen und Familienschlägen, was hält euch aufrecht, wenn eure Kinder euch schwere Sorgen und bitteren Kummer verursachen? O gewiß der Gedanke, mein Ehestand ist ein heiliges Sakrament, dazu von Christus eingesetzt, daß wir daraus göttliche Gnaden, übernatürlichen Trost und Beistand schöpfen können, um nicht zu unterliegen unter der Last der Pflichten und der Leiden. Alles, was uns darin begegnet, Alles, was wir dulden, macht uns das Sakrament vor Gott verdienstlich, das Sakrament hat uns in diesen Stand gesetzt, und durch das Sakrament sollen wir die ewige Seligkeit erringen. Wie stärkend ist dieser Gedanke zur Ausdauer, wie ermuthigend zum Kampfe! Das Sakrament hat uns diesen so mühseligen Stand vermittelt, nicht unsere eigene menschliche Wahl allein, nicht sinnliches Begehren. Gottes Wille und Gnade ist bei unserem Stande! Bedenket dieß oft, christliche Eheleute, es wird euch allemal trösten. Nichts als Kleinmuth dagegen, nichts als Verwirrung, nichts als Elend stellt sich da ein, wo der Glaube an ein Sakrament der Ehe nicht ist. Nur dieser Glaube erhält die Ehe unauflöslich, wie sie Christus eingesetzt hat; der Mangel

dieses Glaubens hingegen löst sie auf, wie die Erfahrung lehrt.

Bedenket das Glück, das für euch in dem Glauben liegt: Christus ist in unserer Ehe, er ist ihr Beistand und Beschützer. Danket es aber auch innig der katholischen Kirche, daß sie euch euren Stand in seiner ursprünglichen Heiligkeit und Unversehrtheit erhalten hat gegen die neuen Heiden, die nur einen thierischen Fleischesdienst, aber keine Ehe wollen; ferner gegen jene Irrenden, die da wenigstens kein Sakrament der Ehe annehmen. Wie standhaft haben die Häupter der katholischen Kirche von Anbeginn für das heilige Kleinod der wahren Christen-Ehe gestritten, wie viel haben sie aber auch schon dafür gelitten! Und — was sollen wir's verschweigen? — auch die neueste Zeit hat Bischöfe der Kirche Gottes aufzuweisen, die im Kampfe für das katholische Ehesakrament und den katholischen Glauben fast Märtyrer, wenigstens doch unbesiegte Bekenner geworden sind. Der Schutz eures Standes hat sie in den Kerker gebracht. Ein Beweis mehr, daß in unserer heiligen Kirche der jungfräuliche und der eheliche Stand sich schwesterlich neben einander finden. Der eine kämpft für den andern. Die Ehelosigkeit nimmt sich der bedrängten Ehe an und verficht die Sache dieser. Das Oberhaupt der katholischen Kirche mit seinen Bischöfen wachet und sorgt, und beschirmt euren heiligen Stand, damit er keinen Schaden nehme an seiner ursprünglichen Reinheit und Unversehrtheit. Der Cölibat ist so offenbar der wärmste Vertheidiger der Ehe — gegen alle leichtfertigen oder böswilligen Entweihungen dieses heiligen Standes, woher immer diese kommen mögen, von niedrigen Fleischesdienern — oder von lauen Religionsmengern, von Irr- oder von

Ungläubigen. Erkennet es, christliche Eheleute! wie der römische Stuhl allezeit, aber besonders in den neuesten Zeiten für euch gekämpft, was er euretwillen gelitten hat; erkennt es auch, katholische Eheleute! wie tapfere, glaubensstarke Bischöfe für die Reinerhaltung eures Standes sich haben abringen müssen, wie sie weder der List noch der Drohung noch der Furcht vor Kerker und Mißhandlung gewichen sind. Das Letztere ist ihnen zu Theil geworden, und annoch streiten sie männlich und unbesiegt für euer heiliges Ehebündniß, auf daß der Wolf der Irrlehre nicht eindringe, und die Ehesprossen würge; daß der Engel der Zwietracht nicht herzukomme, und die ehelichen Gemüther spalte. Wohin wäre besonders in der neuesten Zeit, einer Zeit großer Religions-Gleichgültigkeit, die heilige Ehe gekommen, ohne den wachsamen Schutz der katholischen Kirche und ihrer eifrigen Hirten, die diesen bedeutungsvollen Namen als Ehrentitel wahrhaft verdienen? Erkennt dieß, Eheleute! aber seyd auch dankbar. Wie ihr dankbar seyn könnet und sollet, liegt sehr nahe.

Weil euer Stand ein heiliger Stand ist, so haltet ihn auch heilig. Je heiliger eine Sache ist, desto verantwortlicher ist ihre Verunehrung, desto frevelhafter ihre Entheiligung. Heilig haltet ihr euren Stand, wenn ihr Christus, seinen Stifter, darin anbethet und dienet, wenn ihr eure ewige Bestimmung darin zu erreichen trachtet, wenn ihr in euren Kindern der Erde fromme Diener Gottes gebet, dem Himmel aber dereinst reine, selige Erben zuführet. Heilig und selig zu werden, ist die Bestimmung des Menschen überhaupt; dieß Ziel könnt ihr in eurem Stande, wie schon viele Tausende vor euch, wohl erreichen, wenn ihr euren Stand heiliget. Haltet euch gegenseitig unverbrüchlich die

eheliche Treue, wenn euer Stand euch heiligen und beseligen soll. Ihr stellt das geheimnißreich innige Bündniß Christi mit seiner Kirche dar; soll dieß in Wahrheit statt finden, so darf kein Bruch, kein Riß in eure Treue kommen; denn ewig treu ist Christus seiner Kirche, und die bräutliche Kirche ihrem göttlichen Bräutigam Christus. Eine Untreue, die ihr gegen einander begehet, ist zugleich eine schwere Untreue gegen Christus und die Kirche. Eine Untreue trennt eure Leiber nicht nur, sie trennt auch eure Seelen. Und was ist die Ehe, in der die Seelen der Eheleute getrennt sind? Ein schrecklicher, ein unheilvoller Widerspruch! Alles soll ja Eins seyn, Alles gemeinsam, Mann und Weib sollen Ein Leib und Eine Seele seyn. Wo diese Einheit zerrissen wird durch Untreue, da geht Leib und Seele zu Grunde. Daß der Treubruch den ehelichen Himmel in eine wahre Hölle verwandelt, lehrte schon zu oft eine abschreckende Erfahrung. Diese legt die Folgen offen dar, ich will euch heute mit deren Schilderung verschonen. — Haltet euren Stand heilig durch eine standesmäßige Keuschheit; vermeidet außer der Untreue auch das Uebermaß der Gelüste. Das Gelüsten hat die Eva im Paradiese verführt zur Sünde der That — und dadurch sind die ersten Menschen um ihre ursprüngliche Heiligkeit und Unschuld gebracht worden. Christliche Eheleute, euer Stand soll keine Niederlassung der Wollüste, kein Tummelplatz entzügelter Begierden seyn. Ihr habt zwar auch Pflichten gegen einander in Beziehung auf eure Leiber; aber bei diesen soll die Absicht Gottes, der Zweck der ehelichen Beiwohnung nicht überschritten werden; dieser Zweck aber ist die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes, nicht die Befriedigung unbändiger und überströmender Lust. Haltet Maß, damit ihr

nicht in Versuchung fallet, damit ihr nicht zur Erde niedergedrückt des Himmels vergesset, damit ihr nicht im Gebethe und an einer gottesfürchtigen Kinderzucht gehindert werdet. So heiliget ihr euren Stand, der euch ohnehin schon genug erdwärts zieht.

Katholische Eheleute! heiliget euren Stand durch ein ungeschwächtes Bekenntniß eurer heiligen Religion, entheiliget ihn nicht durch Gleichgültigkeit gegen das katholische Glaubensbekenntniß. Leider! wird darin oft schon schwer gesündigt vor Eingehung der Ehe durch leichtsinnige Wahl einer Person von akatholischem Bekenntnisse, und noch mehr durch die gewissenlose Einwilligung in die akatholische Erziehung der zu hoffenden Kinder. Da unter euch eine solche Verläugnung des Glaubens, eine solche Grausamkeit gegen die eigene Ehefrucht, wie sie im letzteren Falle nothwendig zum Vorschein kömmt, nicht getroffen wird; so will ich diese traurige Erscheinung auch nicht weiter besprechen. Nur in Bezug auf die Wahl einer unkatholischen Person ein Paar Worte. Sehet auch dieß nicht als etwas Gleichgültiges an. Die Ehe soll im Himmel geknüpft seyn, und beide Theile zum Himmel führen. Beide Theile müssen sonach auch die himmlischen Güter schon hienieden untereinander gemein haben, wie sie die irdischen Güter gemein haben; dieß ist aber nicht der Fall bei einem verschiedenen Religionsbekenntnisse, kann nicht der Fall seyn! — Der Katholik kann nur in seiner wahren Religion das erste und vornehmste Himmelsgut finden, und zugleich nur in ihr die Quelle aller andern Gaben und Verheißungen Gottes erkennen und umfassen. Und dann — was verbindet die Herzen inniger, als gleiche, was trennt sie mehr, als ungleiche Religion? Was macht zwei

Menschen sich zu Freunden? Nicht wahr — die Gleichheit der Gesinnung und die sich anziehenden Sitten! Die Ehe ist die höchste, die innigste Freundschaft. Ohne Uebereinstimmung der Geister und Herzen in der Religion giebt es keine wahre Uebereinstimmung in der Gesinnung. Und gerade im Höchsten, wie traurig ist dieß! — gerade im Höchsten fehlt diese Uebereinstimmung, und fehlt voraussichtlich, leider! für immer! Wo bleibt da die Einheit der ehelichen Herzen? Doch genug davon, so viel man auch darüber sprechen und klagen könnte! Wie auch wirklich von den Einsichtigsten viel darüber ist gesprochen und geklagt worden. Bei euch, gute katholische Schäflein, thut dieß nicht Noth und deßwegen schweige ich darüber. Nur so viel möchte ich euch recht tief einprägen, christliche Eheleute! ladet Christus auf eure Hochzeit, wie es die Brautleute zu Kana gethan; ihr sehet, er verschmähet die Einladung nicht, vielmehr zeigt er eine besondere Freude, unter den Eheleuten zu seyn. Ladet ihn ein schon bei der Wahl der Person — vor dem Abschlusse der Ehe; ladet ihn ein zu eurem Ehrentage, gehet da würdig zu seinem heiligen Tische, so wird er dann segnend fortan um den eurigen stehen; ladet ihn ein für den längeren Hochzeittag eures ganzen künftigen Ehelebens. Der Hochzeittag ist ein freudiger Tag; so soll das ganze künftige Eheleben ein ununterbrochener Tag von Zufriedenheit und Liebe und Freude seyn. Auch die Leiden wird euch der Heiland in Freuden umschaffen, wenn ihr nicht vergesset, Ihn als Gast zu laden; er wird eure Habe segnen, wie er die Brautleute zu Kana gesegnet, wird euch vor Beschämung und vor übermäßigen Nahrungssorgen bewahren, wie er gleichfalls zu Kana gethan. Aber vergesset es nicht — ladet den

liebevollen Bräutigam Jesus ein — eingedenk der Worte der Schrift: Auch Jesus und seine Jünger wurden zur Hochzeit eingeladen; — ladet ihn ein durch hohe Achtung gegen euren Stand, durch Heilighaltung desselben in gegenseitiger Treue, Liebe, Zuvorkommenheit, durch Einheit der Gemüther im Glauben und im Bekenntnisse des Glaubens, durch die Heranerziehung eurer Kinder im ewig festen Glauben der katholischen Kirche; durch Eintracht in der Geduld und in der Gemeinschaft aller Güter. So werdet ihr Christus zum Schützer und Führer, gleichsam zum Vater der Ehe haben; aber noch ein Glück blühet euch: — seine Mutter wird auch eure Mutter seyn.

II.

Ihr dürfet getrost seyn, ihr Eheleute, ihr habet die mächtigsten Beistände und Stützen, die es geben kann; ihr habet, wenn ihr eurem Stande gemäß heilig lebet, den Himmel für euch; denn ihr habet den Herrn des Himmels zum Vater, und die Himmelskönigin zur Mutter.

Ein eigener Nachdruck liegt schon in dem ersten Verse, womit die Erzählung dieses einzigen Hochzeitfestes anfängt. „Drei Tage darauf war zu Kana in Galiläa eine Hochzeit; die Mutter Jesu war da." Wie einfach diese Erzählung! Unmittelbar an die Worte: zu Kana war eine Hochzeit, — schließen sich die Worte: die Mutter Jesu war da; als ob es sich von selbst verstände, daß die Mutter Dessen gegenwärtig seyn müsse, der den Ehestand zu einem seiner Sakramente erhoben; als ob diejenige von selbst dahin gehöre, wo der Heerd mütterlicher Liebe und zarter Sorgsamkeit aufgebaut werden soll, wo aber auch das Prüfungsfeuer schwerer Sorgen, Leiden und Drangsale

nur zu reichliche Nahrung findet! Die Mutter Jesu war da; dieß wird noch eher erwähnt, als selbst die Gegenwart Jesu und seiner Apostel. Begreiflich! wo das Herz, das stilliebende Gemüth, die duldende Liebe das Schönste, Erquickendste, Labendste ist, — und dieß köstliche Kleinod in der Ehe ist hinterlegt bei der tugendhaften Hausfrau — da verdient auch das weibliche Geschlecht zuerst genannt zu werden. Maria, die zartliebendste Mutter und die reinste Jungfrau zugleich, das höchste Vorbild vollendeter Weiblichkeit für Mütter und Jungfrauen zugleich — gewiß steht sie hier am rechten Platze, wenn sie am ersten steht, wenn sie uns ganz im Vordergrunde begegnet. Sie ist die Heldin des Festes, dieß ist ganz in der Ordnung. Christliche Bräute und Eheleute — euch kömmt es zu Gute, daß Maria, die Gottesmutter, vornansteht: — sie zeigt sich dadurch euch als Mutter, die ihre Dienste anbietet. Welch' schöner Zug in ihrem verklärten Charakter ist der Zug der Dienstwilligkeit und zarter Aufmerksamkeit auf die Verlegenheit der Neuvermählten! Sie hatte bemerkt, daß dem wenig bemittelten Brautpaare der Wein ausgegangen war. Dieß war genug; eine Aufforderung zur Unterstützung war da nicht nöthig; zartsinnig wollte sie den Verlegenen die Beschämung ersparen. Einfach wendete sie sich an ihren Sohn mit den Worten: Sie haben keinen Wein mehr. Welch eine einfache und doch so vielsagende Bitte! ganz angemessen der Liebe Mariens und der Macht Jesu. Die beste Mutter wußte wohl, daß das Vorstellen des Bedürfnisses schon eine Bitte sey, vermögend, die Erhörung zu erwirken. So redet das Vertrauen, die Liebe, die schlichte Wahrheit. So bittet das Herz, unbekümmert um eine gerundete, geglättete Redeform!

Freilich will dem ersten Anscheine nach zu diesem Mutter-Vertrauen nicht passen die etwas kalte Sprache, womit Jesus seiner Mutter antwortet, wo er sie nicht einmal mit dem süßen Worte Mutter, sondern mit Weib anredet. Doch hat diese Stelle, wenn sie recht und mit Rücksicht auf die dazwischenliegenden Umstände verstanden wird, einen so herben Sinn nicht. Wenn noch eine Art von Mißbilligung darin zu suchen ist: so erinnert er seine Mutter nur an seine höhere, göttliche Bestimmung, die sich nicht auf bloße menschliche Neigungen hin umändern lassen könne, um schon — vor dem von Oben bezeichneten Zeitpunkte — Beglaubigungszeichen zu wirken. Menschliche Rücksichten und Herzenswünsche, will er sagen, dürfen nicht über Gottes wunderbare Gnadengaben und Wege verfügen oder ihnen die Zeit vorschreiben. Diese Art, der geliebten Mutter zu antworten, war ohne Zweifel von Jesus besonders deßwegen gewählt, weil seine Jünger zugegen waren, denen er dadurch die Lehre geben wollte, wie sie sich in Erfüllung ihres hohen, himmlischen Berufes nicht von weltlichen Rücksichten, namentlich nicht von einer verwirrenden Sorge für hab- und ehrsüchtige Verwandte sollten bestimmen lassen. Vielmehr sollten sie geraden Weges ihrem Ziele zusteuern, ohne sich von den hemmenden Ansprüchen von Fleisch und Blut zurückhalten zu lassen. „Meine Zeit ist noch nicht da," nämlich die Zeit, durch Wunder mich als den Gesandten und Sohn Gottes zu bezeugen. Dieß konnte Jesus wohl sagen, ob er auch gleich darauf wirklich das Wunder der Wasserverwandlung wirkte. Ueber diesen Zeitpunkt zu urtheilen, will der Heiland nur sagen, ist meine, nicht deine Sache, wohlmeinende Mutter! Dein mitleidvolles Herz wünscht den Bedürftigen

alsbald geholfen; ich habe dabei mehr zu berücksichtigen; und komme doch noch zur rechten Zeit mit meinem Wunder. Dieß wird dann seine volle Wirkung haben, seinen göttlich bestimmten Zweck erreichen, wenn es erst dann eintritt, wo das Bedürfniß recht gefühlt, und der Nothstand gehörig bekannt geworden ist. Also auch keine abschlägige Antwort wollte Jesus seiner Mutter durch die obigen Worte geben. Dieß fühlte Maria wohl, und ließ sich deßhalb auch nicht in ihrer Zuversicht stören; denn sie sagte hierauf zu den Aufwärtern: „Was er euch sagen wird, das thuet.“ Sie wußte, daß er helfen werde. O! das sind goldene Worte für alle Kinder, das ist, für alle wahre Verehrer Mariens, sonderheitlich aber für die Eheleute. Diese Zuversicht Mariens zu ihrem göttlichen Sohne muß euch wieder mit Zuversicht auf die Fürsprache Mariens in euren Leiden und Verlegenheiten erfüllen. Sie nimmt bald eure Noth wahr; und dann hört sie eure leisesten Seufzer, und trägt sie ihrem Sohne vor, wofern diese Seufzer nur aus einem gläubigen, zerknirschten, gottergebenen Herzen kommen. Wie beruhigend ist für euch der Gedanke: Wir haben im Himmel eine Fürsprecherin, flehend für uns in unseren Betrübnissen und Anliegen, besonders in jenen, die wir auf Erden Niemanden klagen können und wollen. Gewiß! ihr dürfet in eurem Stande Vieles nicht laut werden lassen, Vieles müsset ihr, so sehr es euch drücket, in tiefster Brust verschlossen halten, zuvörderst solche Dinge, die den einen oder den andern Ehetheil selbst betreffen. Ihr dürfet euren Mittheil nie der Beschämung oder Verunglimpfung, oder dem Gespötte und der Schadenfreude übelgesinnter Menschen aussetzen. O! über wie Vieles könnet ihr bloß im Stillen seufzen! Schicket doch diese

Seufzer mit einem inbrünstigen Gebethe zur Himmelsmutter hinauf; sie hört euch, auch wenn ihr nicht viele Worte machet — ja schon eure Seufzer allein nimmt sie als Gebethe dahin. Merket aber dabei auch auf die Worte, die Maria heute gesprochen, sie betreffen den Gehorsam gegen die Gebote ihres göttlichen Sohnes: „Alles, was er euch sagen wird, das thuet.“ Eine schöne, fruchtbare Mahnung für euch, doppelt eindringlich, wenn ihr in Noth und Bedrängniß seyd. Thun müsset ihr, was euch Christus sagt; dann wird euch die Fürsprache seiner Mutter allzeit wirksam seyn. Die Freunde ihres Sohnes sind von selbst die Kinder ihres Herzens.

Wollet ihr, christliche Eheleute! der Gründe noch mehr wissen, warum Maria eurem Stande so gewogen ist? Denket zurück an die Tage ihrer irdischen Pilgerschaft. Sie, die makelloseste Jungfrau vor, bei und nach der Geburt ihres göttlichen Sohnes, wollte doch eine Genossin auch eures Standes werden. Joseph, ihr Vermählter, sollte ihr Schützer und Führer durch das Leben seyn, sollte sie auf der Flucht nach Aegypten begleiten, und dem göttlichen Kinde selbst ein Schirmer und Nährer werden. Sie kennt also die Pflichten eures Standes, die um die unausgesetzte wechselseitige Unterstützung der Eheleute sich drehen; sie kennt die Opfer, welche dazu erfordert werden, sie kennt eure Lasten. Sie weiß, daß das Oel der Geduld, der Verträglichkeit und Sanftmuth immer frisch muß nachgegossen werden. Und dieses Oel ist eine Gabe Gottes. Bethet nicht um Abwendung alles Widrigen in eurem Stande; denn dieß hieße zu viel verlangen, dieß wäre auch nicht einmal räthlich nach der Ordnung des Heils. Denn gewiß ist es, daß das mancherlei Leidwesen, die

widrigen Begegnisse im Leben, welche Eheleute gemeinsam zu tragen haben, und die sie auch mit treuer Liebe unter sich theilen, daß diese Begegnisse die Gemüther immer innige aneinander ketten, und zwischen Eheleuten eine so unzertrennliche Freundschaft gründen, die ihres Gleichen nicht mehr auf Erden hat. Gemeinsam getragenes Leid schmelzt die Herzen zusammen. Wenn ihr also gottergeben eine Zeitlang das Wasser der Trübsal getrunken habet, dann wird euch die theilnehmende Gottesmutter bei ihrem Sohne den Wein der Freude und des Trostes erflehen; denn auch sie ward versucht in den Leiden eures Standes.

Warum sollte die Gottesmutter eurem Stande nicht gewogen seyn? Ist es doch der Stand, aus dem der Himmel bereits so viele Bewohner erhalten hat. Wie viele heilige Eheleute ließen sich aufzählen? Ich erinnere nur an einige, nämlich an die Eltern der seligsten Jungfrau selbst, und an Zacharias und Elisabeth. Der Ehestand ist ja auch jener Stand, aus dem die Welt ihre schönsten, duftigsten Blumen, ihre Jungfrauen beiderlei Geschlechtes, erhält. Aus diesem Stande ist ja die Jungfrau der Jungfrauen, Maria selbst, entsprossen, entsprossen ein ägyptischer Joseph, die Apostel-Jungfrau Johannes und viele tausend Andere. Kein Wunder also, wenn die katholische Kirche — stets den Ehestand unter ihren besondern Schutz genommen. Indem sie den Ehestand beschützt, entkeimen ihr aus demselben immer so viele Jungfrauen, als sie bedarf; sie darf nie befürchten, daß durch die eheliche Fruchtbarkeit ihre Lilienauen der Jungfrauschaft verödet werden.

Christliche Eheleute! ihr habet euch gewiß überzeugt, daß Maria eure Mutter, und die kräftigste Schützerin eures Standes ist. Ihres Schutzes seyd ihr aber dann erst voll-

kommen gewiß und würdig, wenn ihr für euer eheliches Verhalten Maria selbst, wenn ihr Zacharias und Elisabeth und andere heilige Eheleute zum Muster nehmet. Lebet so in eurem Stande, daß ihr über der Erde den Himmel nicht vergesset. Schnell, fürwahr! ist euer Hochzeittag vorübergegangen. Schnell wird auch der letzte eurer ehelichen Tage sich einstellen. Lebet so, daß euch dieser letzte Tag den Armen Mariens zuführe! Amen.

Dritter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

(1838.)

Herr! wenn du willst, kannst du mich reinigen. Matth. 8, 2.

Schon zu Christi Zeiten gab es unter den Menschen viel Unheil und Elend; denn von einer Menge Unglücklicher, Siecher, Lahmer, Blinder, Aussätziger, vom Teufel Besessener ist im Evangelium die Rede. Im heutigen Evangelium kommen zwei Kranke auf einmal vor, der Aussätzige, und der gichtkranke Knecht des Hauptmanns. — Was geschrieben ist, ist zu unserer Belehrung geschrieben. Vergebens sind wohl nicht die Umstände aufgezeichnet, unter welchen der Heiland die beiden Kranken heilte. Zuerst kömmt ein Aussätziger, und tritt vor Christus. Wie aber? Ohne alle Vorbereitung? Nein! Er bethete ihn an, und

sprach: Herr! wenn du willst, kannst du mich reinigen! Der kranke Knecht konnte nicht selbst erscheinen; sein guter Herr tritt daher vor Jesus, und bittet statt seiner um die Gnade der Heilung. Aber mit welchem Glauben, mit welcher Demuth thut er dieses? Jesus will kommen, der Hauptmann hält sich dessen nicht würdig, sondern hat das Vertrauen, ein Wort von ihm, auch in der Ferne gesprochen, werde alsbald den Kranken gesund machen. Züge der Art sind Lehrstücke, lebendige Lehrstücke für uns. Wohlan! wir wollen uns vom Aussätzigen sowohl, als vom Hauptmanne belehren lassen. Denn Christus ist auch unser Arzt, vornämlich in den Seelenkrankheiten.*)

*

Der Aussatz der Seele ist die Sünde. Wie ähnlich sind sich beide nach ihren Wirkungen! Der nämliche Arzt, der den Aussätzigen vom körperlichen Aussatze befreite, heilt auch den Aussatz der Seele. Wie viele Aussätzige giebt es da! Wollte Gott! daß alle ihren Aussatz erkännten! Viele erkennen ihre Krankheit nicht, und darum sind es recht gefährliche Kranke. Es ist bekannt, daß jene Kranken von den Aerzten für die gefährlichsten gehalten werden, die sich nicht für krank halten, die ihre Krankheit nicht empfinden. Ach! Jesus hat nur zu viele solcher Seelenkranken unter seinen Kindern auf Erden. Er trauert über sie, er weint Thränen des Mitleids über sie, wie einst über Jerusalem; wie zu diesem, so spricht er zu seinem

---

*) Für einen zweiten Theil, wofern man einen solchen wünschte, könnte als Thema dienen: Christus ist auch der Arzt in unseren leiblichen Krankheiten.

kranken Kinde: Ach! wenn du doch erkänntest an diesem deinem Tage, was zu deinem Frieden dient! Er spricht an ihr Gewissen; er führt sie zu guten Menschen, die ihnen kräftig und liebevoll an's Herz reden; er drängt sie, daß sie da und dort sein heiliges, ihre Werke verdammendes Wort hören; er hält ihnen das Elend und den Jammer anderer Sünder vor, damit sie in diesen Unglücklichen sich selbst erkennen, und in sich gehen möchten! O des Undankes, wenn sie gegen den mächtigen Stachel der Gnade fort und fort ausschlagen! Kann zu einem solchen der himmlische Arzt sagen: Ich will es: sey gereinigt?

Wie kann er dieses? Wie kann er uns vom Seelenaussatze reinigen, wenn wir in seine ärztliche Hülfe kein Vertrauen setzen, wenn wir uns rein glauben, wenn wir die Arznei der Gnade, die Mittel der Buße und Besserung selbstgenügsam von uns weisen? O! wie Viele sind vom Aussatze durch und durch befleckt und glauben es nicht! Nicht Wenige der vom Sündenschmutze Verunreinigten wissen es aus strafbarer Unwissenheit nicht, daß sie beschmutzt sind. Das sind jene Leute, die ein weites Gewissen haben, die Kamele verschlucken, und meinen, es seyen nur Mücken! Sie haben von frühester Jugend an unbekümmert um Gott und die Ewigkeit, um den Dienst Gottes und um ihre Pflichten in den Tag hinein gelebt. Sie haben ihre Religion nie recht kennen gelernt, wissen deßwegen auch nicht, was sie verlangt, und was sie verheißt, was sie gebietet und verbietet. Wenn sie nur keine solche Verbrechen begehen, welche öffentliche Schande und bürgerliche Strafen nach sich ziehen: dann glauben sie sich schon rein und gerechtfertigt vor Gott. Im Uebrigen leben sie Jahre lang im Besitze und Genusse des ungerechten Gutes, in roher,

feindseliger Gesinnung gegen den Mitmenschen, in einem fortgesetzten sinnlichen und wüsten Wandel. Darüber fällt ihnen aber nichts ein, sie fühlen in sich kein Bedürfniß, edlere, rechtlichere, menschlichere, reinere Wesen zu werden. Würde ihnen Jemand in's Angesicht sagen: Du bist ein aussätziger, mit Sünden befleckter Mensch! — sie würden über einen solchen bitter zürnen und sich an ihm zu rächen streben. Es steht mit solchen Leuten gerade wie mit einem am Leibe Unreinlichen, dem es alle Menschen an dem alten Schmutze ansehen, daß er unreinlich ist, dem man deßwegen auch aus dem Wege geht, der es aber trotz dem nicht glaubt oder es sich nicht einfallen läßt. Werden solche Menschen mit Erkenntniß und Verabscheuung ihrer selbst in den Beichtstuhl kommen, Reinigung verlangen und flehend ausrufen: Herr! wenn du willst, kannst du mich reinigen?

Eine zweite Klasse von Aussätzigen sind jene, die wohl öfter an sich selber merken, daß sie unsauber sind, die aber deßwegen doch nicht zum himmlischen Arzte gehen, um sich heilen zu lassen. Vielmehr suchen sie sich selber zu täuschen, und es sich durch allerlei Vorspiegelungen auszureden, daß sie beschmutzt seyen. Haben sie ungerechtes Gut auf sich, so machen sie sich mancherlei Rechtfertigungen, die ihnen erlauben sollen, in dessen Besitze zu bleiben. Jener, von dem ich das Gut habe, sagen sie sich selber, ist ein harter Mensch, er hat mir auch einmal nicht gegeben, was er mir zu geben schuldig war; oder: er würde es auch so machen, wenn er an meiner Stelle wäre; oder: er ist reich, und bedarf es nicht so dringend, als ich u. dgl. Leben sie in sinnlichen Ausschweifungen, so fehlt es wieder nicht an Selbsttäuschungen aller Art. Einmal entschuldigen sie sich mit der natürlichen Schwachheit

des Menschen, der kein Engel seyn könne; bedenken aber dabei nicht, daß der Mensch auch kein Thier seyn dürfe, und daß der göttliche Gnadenbeistand das überwinden helfe, was der natürliche Mensch nicht vermag. Ein andermal entschuldigen sie sich mit den Beispielen Anderer, wieder einmal mit der Gelegenheit, oder damit, daß es zum Welttone und zur guten Lebensart gehöre; dabei thun sie sich viel zu gut auf ihre rühmlichen Eigenschaften, und sprechen im Herzen, wie jener Pharisäer: Ich danke dir, Gott! daß ich nicht bin, wie andere Leute: Räuber, Ungerechte, Ehebrecher u. s. w. Leben sie in Zwiespalt und Hader mit Andern, so täuschen sie sich abermal: Man müsse aufhören, ein Mensch zu seyn, meinen sie, wenn man Alles über sich hinübergehen lassen, und mit so widerlichen Menschen in Frieden leben könnte. Sie berufen sich dabei auf ihre sonstige Rechtschaffenheit und Fehlerlosigkeit. Auch diese verschmähen den göttlichen Arzt; sie wollen nicht unrein seyn, und sind es doch.

Eine dritte Klasse von Aussätzigen giebt es noch. Diese schämen sich ihres Sünden-Aussatzes; aber ihre Scham ist eine falsche und verkehrte. Denn sie verbergen ihre Krankheit, statt sie heilen zu lassen. Sie denken nicht daran, daß es besser ist, seine Sünden zu offenbaren, als sie zu verbergen, und daß an dem Tage, wo der Ungerechte seine Ungerechtigkeit bekennt, Gott solcher nicht mehr gedenkt. Auch diese kommen nicht mit Reue und Zerknirschung, ja sie kommen gar nicht zum göttlichen Arzte.

Alle drei Klassen von Aussätzigen sind äußerst bedenkliche Kranke. Die Ersten sind rauhe, harte, ungelehrige Sünder, denen die alte Gewohnheit, zu sündigen, bereits eine Schwiele um das Herz gezogen hat. Die Zweiten

sind vornehme, eingebildete, sich selbst täuschende Sünder, die aus ihren Scheintugenden oder selbst Fehlern wahre Tugenden machen, und dann darauf sündigen, oder sich auf das Beispiel anderer Sündenbrüder stützen. Die Dritten sind Kranke, die aus falscher Scham ihre Wunden nicht entdecken, lieber deren Schmerzen tragen, als sich heilen lassen, und zusehen, wie das Uebel unheilbar und lebensgefährlich wird.

Betrachten wir uns selbst vor dem Spiegel unseres Gewissens, ob wir nicht auch zu einer dieser drei Klassen gehören, so sehr sich auch unsere Eigenliebe dawider sträuben mag. Das Schlimme von allen drei Klassen ist, daß sie die Liebe und Barmherzigkeit Gottes verschmähen und Jesus, den allmächtigen Arzt, nicht annehmen wollen. Wollen wir uns so weit in dem Unverstande und dem Undanke vergehen? Das wäre schlimm! Der Arzt könnte sich leicht von uns abwenden und uns unserem Elende überlassen! Dann wären wir wahrhaft verlassen!

Alle drei oben genannte Gattungen von Aussätzigen, d. h. von Sündern, kommen nicht zum Arzte, sprechen nicht: Herr! wenn du willst, kannst du uns reinigen. Sie wollen nicht rein werden; wie kann der Arzt sie anrühren und sprechen: Ich will es: seyd gereinigt? Was hilft es uns, wenn wir uns selber täuschen, und den Aussatz verbergen? Unser Elend wird desto erbärmlicher werden, und am Ende gar unheilbar. Ist es nicht besser, wir decken unsere Wunden auf durch ein reumüthiges Bekenntniß, und lassen uns aus dem Munde des Priesters dieß allmächtige Wort Christi zusprechen: Ich will es: sey gereinigt! Das ist heilender, Schmerzen und Elend tödtender Balsam auf unsere Seelenwunden, das giebt Trost und Stärke,

das giebt Antrieb zur Besserung, das giebt ein neues Leben und schützt gegen den Tod der Seele.

Der glückseligen Heilung sind aber bei beiden Kranken im Evangelium gewisse Umstände und Gesinnungen vorausgegangen, welche wir wohl beobachten müssen, um vom göttlichen Seelenarzte gnädig aufgenommen und geheilt entlassen zu werden. Der Aussätzige kömmt selbst; er drängt sich vor einer Menge Volks zu Jesus; er schämt sich nicht, sein Uebel zu offenbaren. Er ist voll des Vertrauens; nicht dem geringsten Zweifel an dem guten Erfolge giebt er Raum; er fällt nieder, bethet den Herrn an und spricht: Wenn du willst, kannst du mich reinigen. O! gewiß ein schönes Muster für unser Bußgeschäft. Vertrauen müssen wir mitbringen, Reue über die Befleckungen, Scham, uns befleckt zu haben; aber nicht die falsche Scham, unsere Befleckungen zu offenbaren. Demuth und Anbethung der göttlichen Barmherzigkeit müssen wir mitbringen; ohne Mißtrauen unsere Heilung erwarten. Der Kranke sprach: Wenn du willst, um seinen Willen dem Willen seines Arztes zu unterwerfen, und um anzuzeigen, daß er um ein irdisches Gut flehe, um das man immer nur bedingt bitten muß. Wir flehen zwar um ein übernatürliches Gut, wenn wir um Verzeihung unserer Sünden bitten; dennoch können und sollen wir sagen: Herr! wenn du willst, um auszusprechen, daß es ein lauteres Werk seiner Gnade ist, wenn er uns heilt. Aber ehe der Herr sagt: Ich will es: sey gereinigt, müssen auch wir auf unserer Seite etwas wollen. Und was denn? Wir müssen wollen, daß das Begangene nicht geschehen und Gott nicht beleidigt worden wäre; wollen, daß wir ganz frei vom Sündenaussatze werden; wollen, daß wir nicht mehr davon angesteckt

werden. Kurz, ehe der Herr spricht: Ich will, müssen wir in diesem Falle zuvor sprechen: Wir wollen.

Der zweite Kranke, den die heftigsten Schmerzen der Gicht auf dem Krankenlager umherwarfen, des Hauptmanns Knecht, ließ durch seinen Herrn um die Heilung flehen. Dem Flehen ging das unbeschränkte Vertrauen auf Jesu Heilkraft voraus, und zwar sowohl von Seite des Knechtes, als von Seite des Herrn. Der Herr aber nimmt das Wort für den Knecht; und es wird erhört. Sehen wir da nicht deutlich genug, was ein Christ für den andern vermag, und wie das gläubige Gebeth des Einen dem Andern zu Statten kömmt? Liegt darin nicht für uns die Aufforderung, daß Einer dem Andern in dem Geschäfte des Heils beistehe, daß insbesondere Vorgesetzte darauf hinarbeiten, ihre Untergebenen vor dem Sündenschaden zu bewahren, und denselben von ihnen wegzuschaffen? Dieß zu bewirken steht ihnen ein sehr kräftiges Mittel zu Gebote, das sie allzeit anwenden können, das ist das inständige Gebeth zu Gott um Besserung und Bekehrung der Ihrigen.

Noch mehr lehrt uns der redliche Hauptmann. Sehen wir doch seine Demuth an! Sie kann es nicht zugeben, daß Jesus selbst in sein Haus komme. „Herr! ich bin nicht würdig, daß du unter mein Dach eingehest." Erwägen wir sein Vertrauen: „Sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund!" Was sollen wir mehr bewundern, seine Demuth oder seinen Glauben? Hätten doch alle Seelenkranke beides in einem solchen Grade; gewiß, sie würden alle gesunden. Wie die Gicht, eine langwierige und höchst schmerzliche Krankheit, den Kranken äußerst unglückselig macht; so macht es auch die Sünde;

sie spannt, wie die Gicht alle Glieder, den ganzen Menschen in die Folter. Wie in dem Himmel ist der Gichtbrüchige, wenn der reißende Schmerz auf Augenblicke aussetzt. Sollte sich der Sünder nicht nach dem Augenblicke sehnen, wo die Krankheit seiner Seele ganz und gar geheilt wird von dem unendlich gütigen Arzte? In derselben Stunde wo Christus den Hauptmann von der Genesung versicherte, ward des Hauptmanns Knecht gesund. In derselben Stunde wirst auch du gesund, wo Christus durch den Mund des Priesters über dich spricht: Geh hin, deine Sünden sind dir vergeben! Warum solltest du dir selber diesen tröstlichen Augenblick weiter hinausschieben!

Der Herr heilt im Augenblicke, und der Seelenkranke wird im Augenblicke gesund. Aber daß dieser glückselige Augenblick komme, muß eine längere Zeit der Uebung in der Demuth, im Vertrauen und in der Zerknirschung vorhergehen. Was in einem Augenblicke entschieden wird, das wird oft lange Zeit vorher zubereitet. Der Sieg eines Heeres entscheidet sich oft in wenigen Minuten; aber lang anhaltende Anstrengungen gingen vorher. Ein Fürst ertheilt einem hochverdienten Beamten eine hohe Gnade und Auszeichnung. Die Gnadenbezeigung geschieht vom Fürsten mit wenigen Federzügen; aber lange, lange Zeit zuvor hat dieser Herr sich von der Treue und dem Eifer seines Dieners überzeugt. — Was wir für Vorbereitungen zu treffen haben, daß der Himmelsarzt uns in einem Augenblicke Gnade und Verzeihung zutheile, zeigten uns die beiden Kranken im Evangelium. Diese sagen uns: Geht hin und thut deßgleichen, so werdet auch ihr Gesundheit und Leben erhalten. Amen.

Vierter Sonntag nach Erscheinung des Herrn.

Herr, hilf uns, wir gehen unter. Matth. 8, 25.

Ein Schiff auf dem Meere, gepeitscht und geschlagen von Wind und Wellen, tragend den Heiland der Welt und seine Jünger — dieß ist das Schauspiel, — welches uns das heutige Evangelium vor unsern Augen vorgehen läßt. Ein Fahrzeug, auf der See umhergeworfen, ein Spielball des zornigen Elementes, das ihm jeden Augenblick ein Grab in ihrem Schooße zu bereiten droht, das ist gewiß ein schauerlicher Anblick selbst für den Zuschauer vom sichern Ufer her. Um so schauerlicher ist der Sturm für jene, die in dem schwankenden Schiffe selbst sind, und jeden Wellensturz für den letzten halten müssen, den sie in diesem Leben hören. Gewiß! wer die Schrecken eines Seesturmes kennt, der kann sich von der Angst der Jünger eine Vorstellung machen. Sie konnten sich — dieß ist der nächste Gedanke — sie konnten sich aber mit der Gegenwart des Herrn und Meisters begnügen, der ja im Schiffe mit ihnen war, und ihre Gefahr theilte. Doch — er schläft — der Herr, der Gebieter der Natur, er schläft, und kann sich nicht um die Geängstigten kümmern. Sie

wecken ihn daher mit dem dringendsten Rufe zu augenblicklicher Rettung.

Nicht wahr — unser Gefühl will es nicht recht mit der Menschenfreundlichkeit des Heilandes zusammenreimen, daß er seinen Jüngern diesen Schrecken nicht ersparte, oder wenigstens ihn nicht beim ersten Entstehen von ihren Herzen hinwegnahm? Ach! weßhalb ließ sie der gute Meister eine Zeitlang in Todesängsten? Er schläft, als ob nichts vorgehe, und doch steht nichts Geringeres auf dem Spiele als die Kirche des neuen Bundes! Die Gefährdeten mußten den Herrn, der allein helfen konnte, erst wecken, und indem sie dieß thaten, zuvor einen Verweis hinnehmen, ehe er half durch sein Wind und Meer überwältigendes Wort. Wozu dieß Alles, warum dieses Alles? — Andächtige! daß auch wir so langsamen und kurzen Glaubens sind! Daß auch wir nicht die hohe Absicht Christi durch ein solches Verfahren durchblicken sehen! Christus lehrt hier wieder, wie sonst so oft, durch eine Thatsache, auf daß der Unterricht desto eindringlicher sey und desto bleibender hafte. Denn immer haftet das Erlebte und Erstandene bei uns länger, als das bloß Gehörte. Könnte der Heiland seinen Jüngern das Vorgefühl der Stürme, die um seinetwillen ihrer warteten, besser und nachdrucksamer beibringen, als durch diesen Seesturm? Dieses Vorspiel war der geschickteste Vorbote der Dinge, die da über sie kommen sollten. Und dieses Vorspiel mußten sie empfinden, mußten sie so empfinden, als wenn er selbst mit seiner Hülfe gar nicht gegenwärtig wäre; denn auch die späteren Unfälle und Anfälle mußten sie ohne seine Gegenwart ertragen und überwinden. Geliebte! diese Vorstellung tritt so lebhaft vor mein Gemüth, daß ich das Bild des Seesturmes

nicht entlassen kann, ohne von der sittlichen Seite eine Anwendung zu machen, und zwar so, daß ich sage:

I. Dieses sturmbewegte Schiff ist ein Bild der Kirche Christi auf Erden.

II. Der angsterregende Sturm ist ein Bild des irdischen Lebens.

I.

Der Zorn der empörten Natur, wie er sich Luft macht in einem schauerlichen Gewitter, in einem Sturmwinde und in Haus hoch geworfenen Meereswogen — ist ein Schrecken für den Menschen, zeigt den armen Erdensohn in seiner ganzen Schwachheit, Verlassenheit und Ohnmacht. Das macht oft auf sein Inneres einen erschütternden, und heilsamen Eindruck. Er fühlt seine Nichtigkeit und seine Abhängigkeit von Gott, klarer und dringlicher steht wieder die Pflicht der Anbethung und der Furcht des Allerhöchsten vor seinem Geiste. Der Eindruck, den das Naturereigniß auf die Jünger machte, soll sie lebhaft von ihrem Unvermögen überzeugen, dagegen Gottes Macht kennen und suchen lehren. Eine Hülflosigkeit wie die, welche sich dem tobenden Elemente gegenüber zeigte, sollte sie an ihre dereinstige Hülflosigkeit der Welt gegenüber erinnern, daß Derselbe allein ihnen die Hülfe und Rettung bringen werde, vor dem plötzlich Wind und Wellen verstummten. Der Nämliche, sollten sie sich mit unerschütterlicher Zuversicht selbst sagen, der Nämliche, der unser Schiff der Wuth der Elemente entriß, wird auch das Schiff der Kirche den zerstörenden Elementen menschlicher Bosheit, verfolgungssüchtigen Unglaubens entreißen.

In der That — wie oft kam das Schifflein der Kirche

in ähnliche Bedrängniß, wie das Schifflein, das Jesus und seine Jünger auf das entgegengesetzte Ufer übersetzen sollte. Wie bald, und wie oft schlugen die Wogen der Verfolgung an das wehrlose Schifflein der Kirche Jesu! Die Jünger sammt und sonders waren noch Zeugen von den heranbrausenden Stürmen. Das heidnische Götzenthum ergoß gegen die neue Himmelslehre sein Gift gleich Meereswellen, die Synagoge ergrimmte, fürchtete Alles für ihr eigenes Daseyn, und sandte Würger aus, das neugeborne Kind des Christenthums zu morden. Ueberall haschten Späher und Sendlinge nach den armen Christen, und machten aus ihnen Schlachtopfer, wie uns die Geschichte des Saulus auf dem Wege nach Damaskus zeigt. Was konnten, was wollten die armen Fischer anfangen gegen die Uebermacht der Dränger, der Verfolger und Häscher? Wer sollte den ringsum rauschenden Sturm beschwören? Sie schienen allein zu stehen in der Mitte des verfolgenden Elementes, unmächtig es zu überwältigen, ohne Hoffnung, ihm zu entrinnen. Der Herr des Kirchenschiffleins schien wieder zu schlafen, wie bei der im heutigen Evangelium geschilderten Seefahrt. Doch hier sahen ihn die Jünger noch im Hintertheile schlafen, und ein Meer von Vertrauen und Trost lag für sie noch darin, ihn wecken zu können. Nicht solcher Trost schien ihnen jetzt zu winken, nicht einmal aus dunkler Ferne. Alles schien auf ihrer Gegenwehr gegen das Ungestüm der Verfolgung zu ruhen, und sie selbst waren so wehrlos, so unmächtig gegen alle Mächte der Erde und der Hölle, die sich unter einander verschworen hatten gegen das schwache Schifflein der Kirche! So schien es. So kam es öfter selbst vertrauensvollen Bekennern vor. Doch der Herr des Schiffleins hatte

daſſelbe unzerbrechlich gebaut, hatte ihm ein unüberwindliches Ruder gegeben, und Ruderleute, auf denen die Kraft des heiligen Geiſtes lag, der ſie ſtetshin bewahrte gegen Entmuthigung und Faſſungsloſigkeit. Das Schifflein ließen ſie nicht untergehen, das Schifflein gaben ſie nicht preis, wohl aber boten ſie ſich ſelbſt dar, wenn die unmenſchliche Rachgier und Verfolgungswuth ihr Blut forderte. Dieß Blut vergoßen ſie willig und freudig, um das Schifflein zu retten; ihr Blut goßen ſie gerne über die ſchäumenden Verfolgungswogen, um ſie zu dämpfen und zu beſchwichtigen wenigſtens auf einige Zeit. Wirklich hatte dieſes Martyrerblut auch eine unbeſchreibliche Geheimkraft zur Beſchirmung der kleinen ſchutzloſen Kirche. So viel Blut der Ihrigen dieſe auch verlor, ſo war dieß ihr doch kein Verluſt, vielmehr ein unſchätzbarer Gewinn. Denn zum Erſtaunen raſch ſtieg die Menge derer heran, die in die Fußſteige der Geopferten einzutreten wünſchten.

Chriſten! ihr brauchet nur einen flüchtigen Blick auf die Geſchichte der erſten Kirche geworfen zu haben, um zu wiſſen, welch eine grauſe Schaar von verſchlingenden Ungeheuern ſich um das Kirchenſchiff gelagert hat. Zuerſt war es das Mordſchwert weltlicher Fürſten, das von Herodes an bis hin zu Konſtantin dem Großen faſt durchgängig von Martyrerblut geröthet war. Die Menge der Blutzeugen war ſo groß, daß nach der Angabe des heiligen Hieronymus der blutdürſtige Wahnglaube der Heiden im ganzen Jahre, den erſten Januar ausgenommen, keinen einzigen Tag vorübergehen ließ, wo er nicht auf dem ganzen Erdenrunde gegen **5000** Martyrer hinſchlachtete. Ja der Schriftſteller Scribanius ſpricht in Bezug auf die Anzahl der chriſtlichen Blutzeugen den Schauder erregenden

Satz aus: im neuen Testamente seyen mehr Martyrer getödtet worden, als im alten Bunde Thiere. Rom allein sah mehr als 300,000 Martyrer bluten, und der Begräbnißplatz des Kallistus allein soll die Ueberreste von 180,000 Schlachtopfern in sich schließen. Unter den ersten Päpsten zählt man in ununterbrochener Reihe sieben und zwanzig, die für den Glauben Christi in den Tod gingen. Unter dem Könige Sapor erlagen auf einmal 16,000, und unter Diokletian verbluteten einmal 20,000 Christenhelden im Tempel, wie Opfer geschlachtet auf Einem Altare. Aegypten lieferte unter Maximian gegen 148,000. Aber auch weit später ließ das Heidenthum, wo immer es dem christlichen Glauben begegnete, seiner angebornen Mordgier vollen Lauf. So zählt, um nur Eines zu erwähnen, Japan in dem Zeitraume von 1612 bis 1637 mehr als 800,000 Getödtete um Christi willen, oder vielmehr Neugeborne für sein himmlisches Reich.

Wir kämen nicht zu Ende, wollten wir uns auf eine Zählung der blutigen Opfer einlassen; es ist kürzer zu sagen: es sind ihrer unzählige. Wie Viele sind hingeschlachtet worden, die die Erde nicht kannte, sohin auch nicht zählte, die nur von dem himmlischen Bräutigam im Buche des Lebens als seine weißgewaschenen Lämmer verzeichnet sind. Christen! keine Zeit von den Aposteln bis auf uns herab war ganz ohne Blutzeugen. Immer gab es selbst in den ruhigeren Zeiten ein Land, ein Reich, eine Stadt, wo der Satan den Feinden Christi Feuer und Schwert in die Hand gab, um damit seine Bekenner zu verfolgen, und, wenn auch gegen den Plan der Hölle, zu prüfen, zu läutern, zu verherrlichen. Kein Jahrhundert war ganz leer vom Blutzeugenthum, ich wiederhole es, —

eine Erscheinung, die dem christlichen Namen sowohl zur Befleckung als zur Ehre gereicht. Ein Flecken ist sie für den christlichen Namen, weil es später, wo die Gewalt des Heidenthumes gebrochen war, selbst unter Christen Verfolger Christi und seiner Bekenner geben konnte. Sehet euch einmal in den verschiedenen christlichen Ländern um, ob ihr da und dort nicht stolze Große, Mächtige sehet, die unschuldig Blut um Christi willen fließen machten; ob ihr nicht Fürsten sehet, die zwar nach dem Vorgange Konstantins des Großen das Kreuz auf ihren Kronen trugen, aber dennoch dermaßen Feinde des Kreuzes waren, daß sie das Schwert, ihrer Hand nur gegen die Bösen und Glaubensfeinde anvertraut, gegen die Häupter ihrer getreuesten, glaubensstärksten Unterthanen kehrten. Blicket nur auf England, Böhmen, Polen ꝛc. hin. Eine Ehre, eine beneidenswerthe Ehre für jede Zeit und jeden Ort ist andererseits diese an sich so traurige Erscheinung deßhalb, weil sie von einer weltüberwindenden Kraft des wahren Christusglaubens zeugt, dafür zeugt, daß dieser Glaube noch heute derselbe ist, wie ehemals, und noch dieselben Wunder des Muthes, der Standhaftigkeit, der Welt- und Tod-Verachtung hervorzubringen vermag. Diese Erscheinung verbürgt jedem Zeitalter den untrüglichen Ausspruch: Noch lebt das wahre Christenthum auch in den gegenwärtigen Christen; noch steht es auf seinem alten Wahrheitsfelsen. So wichtig, meine geliebte Christen! ist die Blutzeugenschaft für das Christenthum, daß es der Kirche jederzeit zum Wachsthume und zur Läuterung diente, daß die Wahrheit des Glaubens jederzeit tiefere Wurzeln in den Herzen der Christen schlug, und daß keine Einwendung und Erfindung der Widersacher etwas ausrichten kann,

daher alle erboßten Feinde der christlichen Religion dieselbe jederzeit um das Martyrerthum am meisten beneideten.

Es giebt aber auch, Christen! in der katholischen Kirche ein unblutiges Martyrthum — und die Kirche erkennt ein solches in stiller Herzensfreude an; es giebt ein Martyrium, bei dem kein Blut fließt, bei dem aber das Blut im Leibe des gequälten, verfolgten, durch Arbeit und Kampf aufgeriebenen Bekenners allmählig versiegt und sich verzehrt. Auch solche Zeugen hat die Kirche allzeit gehabt, und hat sie, wie euch ein Blick nach Norden und Osten alsbald überzeugt, zur Ehre und zum Heile des katholischen Christenthums noch heute!

Die blutige Verfolgung war in der Kirche fast nie der einzige Sturm, der gegen das Schifflein Petri heranwogte. Vielmehr waren die Ketzerei und die Spaltung fast allezeit die Busenfreundinnen der Verfolgung, die gemeinsame Sache mit ihr machten. Schon der Jünger der Liebe erhebt seine keusche Stimme gegen jene treulosen Frevler, die da vom ewigen Worte des Vaters nicht recht dachten und lehrten, gegen einen Cerinthus und Ebion. Sehr bald erfrechten sich andere unsaubere Geister in aufrührerischem Wissenschaftsstolze, gegen die Kirche heranzukommen mit dem wahnvollen Vorgeben, daß sie allein die wahre Kenntniß alles Höheren und Göttlichen hätten, und versuchten es, Christus — den wahren Gottmenschen, den Gläubigen zu rauben. Als die Kirche der Schlange der stolzen Erkenntniß — sie hieß Gnosis — den Kopf zertreten; da trat der gottlose Arius auf, und wollte Jesus, den ewigen Sohn Gottes, vor der gesammten christlichen Welt seiner Gottheit entkleiden, und so kamen viele, viele Andere; Alle wollten rauben, schänden und läugnen. Die

Kirche Christi hat durch ihre Gotteskraft sie Alle überlebt, alle ihre Widersacher hat sie zu Grabe getragen. Kein Wellenschlag des Un- und Irrglaubens vermochte das Schifflein Petri in die Tiefe zu begraben, so zerstörend auch ihre Kraft war. Diese Kraft aber bestätigte und befestigte nur diejenigen, die im Schifflein waren. Gleichsam höhnend der gewaltigen Anfälle der Ketzer zieht der alte Tertullian einen Vergleich zwischen ihnen und den Aposteln, und sagt, sie thäten es den Aposteln gleich — nur in der entgegengesetzten Weise: denn diese hätten Todte zum Leben erweckt, jene aber machten aus Lebendigen Todte.

Christen! ihr sehet daraus, die katholische Kirche steht noch auf dem alten Felsen, auf den sie Christus gebaut hat, noch lebt auch der Felsenmann, der ihr sichtbares Haupt und ihr Lenker ist. Petri Schifflein geht auch heute nicht unter, mögen auch hin und wieder mächtige Wogen darüber zusammenschlagen. Petrus ist der Fels, an dem sich die schäumenden Wellen brechen, der aber selbst nicht gebrochen wird. Ueber Alles siegt doch am Ende die Wahrheit. „Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube," sagt der heilige Johannes.

Wie der Sturm das ganze Schiff der Kirche Christi von Zeit zu Zeit in Bewegung setzt, so ergehen auch über die einzelnen Glieder dieser Kirche nicht selten Stürme, sohin gleicht auch unser menschliches Leben dem sturmbewegten Schiffe.

II.

Was ist das menschliche Leben anders, als eine fortgesetzte Versuchung, die nur zu häufig in einen wilden Sturm ausartet. Mit Thränenlauten begrüßt der Mensch

das Licht der Welt, mit Thränen des Kummers benetzt er seine Lebenspfade, mit der Schmerzenszähre im halbgebrochenen Auge nimmt er Abschied von der armen Erde! Wie viele Wellen des Jammers, der Noth, der Furcht und Angst, der Leidenschaft und der Hoffnung schlagen über sein gebrechlich Lebensschifflein zusammen, bis es in den Hafen des unwandelbaren Friedens eingeht. Was wechselt außer uns, was wechselt in uns, das macht unser Leben dem Fluthen der Wellen ähnlich. Und was wechselt nicht Alles außer und in uns, was wechselt nicht fast täglich und jährlich? Wie Vieles in eurer Gemeinde ändert sich das Jahr über? Der Eine fällt, der Andere steigt; der Eine kauft, der Andere verkauft, der Eine baut, der Andere reißt nieder, der Eine wird kräftiger, der Andere schwächer und gebrechlicher. In demselben Hause oft begrüßt ein Kind als neuer Hausgenosse die Familie, ein älterer Hausgenosse verläßt das Haus für immer, es vertauschend mit der kühlen Grabeswohnung. Denkt euch nun das Durch- und Aufeinander des Wechsels in einem ganzen Lande, Reiche oder gar Welttheile! Wer will sich davon nur einen schwachen Begriff machen! Alle diese Veränderungen auf einmal überschaut nur Gott, ja er schaut sie vorher, er leitet sie oder läßt sie wenigstens zu, zur Durchführung seiner unerforschlichen Rathschlüsse und Plane, die er mit Völkern so wie mit einzelnen Menschen hat.

Welchen Fingerzeig giebt uns nun dieses Wechselvolle, diese wellenartige Unbeständigkeit unseres Lebens? Wir sollen dasjenige suchen, das keinem Wechsel unterworfen ist, das Ewige, Unvergängliche. Dieß können wir unmöglich in diesem irdischen Leben finden. Denn unser Leben selbst ist eine Welle, die sich unaufhaltbar der Ewigkeit

zudrängt. Allerdings ist vorzugsweise das Leben des Bösen ein fortlaufender Wettersturm; denn die böse Leidenschaft thürmt Woge auf Woge, und läßt den Sünder nie zur Ruhe gelangen. Doch sichert auch Tugend und Frömmigkeit nicht vor allen Stürmen; nur daß diese unverschuldet sind. Auch im Schifflein der Kirche sind wir nicht sicher vor gewaltsamen Wellenschlägen; erfuhren dieß doch selbst die Jünger, die Christus in ihrer Mitte hatten. Versuchungen giebt es aller Orten, auch bei guten, heilsbegierigen Seelen suchen sie sich Zugang, ja gerade diese werden nicht selten am heftigsten von ihnen angefallen; denn „Alle, die wahrhaft fromm in Christus Jesus leben wollen, müssen Verfolgung leiden." Oft und tief seufzen die Guten und Redlichen in ihrer Bedrängniß auf — zu ihrem göttlichen Retter; doch nicht sogleich finden sie Erlösung, lange und heiß müssen sie ringen, und es will sie bedünken, als ob Jesus schlafe. Wohl mag es so scheinen; er schläft aber nur scheinbar, er erwacht im entscheidenden Augenblicke der Gefahr. Wecket ihn nur, ihr Geängstigten, wecket ihn aber mit vollem Vertrauen, nicht aus kleinmüthiger Verzagtheit. Rufet nur mit den Jüngern: Herr, rette uns; aber saget nicht mißtrauisch mit diesen: Wir gehen zu Grunde! Saget vielmehr: Sprich nur Ein Wort, so können wir nicht untergehen. Bist du mit uns, so vermag Niemand etwas wider uns. Die Jünger begingen eine arge Verwechslung: indem sie die Menschheit Christi schlafen sahen, wähnten sie, es schlafe auch seine Gottheit. Gar oft scheint alle menschliche Hülfe fern, alle Menschen-Ungunst wider uns zu seyn, alle Rettung mittelst des gewöhnlichen Laufes der Dinge scheint abgeschnitten; und doch ist noch Hülfe zu hoffen von Dem,

der durch außerordentliche Mittel und Wege helfen kann und helfen wird, wenn ein unbedingtes Vertrauen uns belebt. Wer ein wahres Vertrauen hat, dem steht die Rettung schon zur Seite. Nie schläft derjenige, der über Israel wacht (Ps. 120.).

Hätte unser Leben nicht manchmal derlei Schicksalsstürme: gewiß — dann entbehrte es auch der schönsten Anregungen zum Gebethe, zum Vertrauen, zum Glauben, zur Hoffnung und zur Liebe; und was wäre unser Leben ohne diese Leben spendenden Tugenden! — Der Verweis, den Christus seinen Jüngern wegen ihrer Schwachgläubigkeit giebt, gilt auch uns, wenn wir an demselben Fehler leiden; uns gilt er mit desto mehr Grund, als wir das Beispiel der Jünger vor uns haben, und außerdem noch eine Schaar merkwürdiger Menschen, die auf eine auffallende Art von Gott aus dem Schiffbruche des Lebens sind gerettet worden. Wir haben vor uns die Schicksale der Apostel, und anderer Heiligen, so wie die Erlebnisse vieler Menschen, die bereits der Geschichte angehören, oder die vielleicht noch unsere Zeitgenossen sind. Welcher Reichthum von Beispielen steht uns da zu Gebote? So viel Beispiele, so viel Belege für die Wahrheit: Gott rettet die Seinen, die ihm vertrauen. Uns gilt vorzugsweise die Fügung und Führung Gottes im neuen Testamente. Doch auch das alte Testament ist keineswegs arm an Beweisen für die fragliche Wahrheit. Denken wir nur an die Schicksale Jobs, Daniels, Josephs, des Mardochäus u. A.

Der Sturm, der über die Apostel im Schiffe kam, war unverschuldet. So kömmt auch über uns mancher Sturm, ohne daß wir wenigstens nach der Prüfung unseres Gewissens eine Verschuldung entdecken können. Wie häufig

ist dieses der Fall bei Unglücksfällen durch menschliche Bosheit, und ohnehin sehr häufig durch unheilvolle Elementarereignisse. Allerdings ist es immerhin schwer zu entscheiden, in welchem Falle ein Schicksalsschlag verschuldet oder wann er unverschuldet uns treffe. Immer werden wir sicherer gehen, wenn wir auch bei zufällig scheinenden Ereignissen unsere Schuld nicht so ganz hinwegschieben und gereinigt dastehen wollen. Aber auch angenommen, daß die Wellen des Mißgeschickes ohne unser Verschulden uns treffen: wäre da die Absicht Gottes minder liebevoll, minder anbethungswürdig? Wäre seine Hülfe minder nahe? Wäre der Vortheil für unseren inneren Menschen minder beträchtlich? Gerade in dem Gerechten macht die Trübsal am sichersten und reichsten ihre Wirkungen. „Im Feuerofen," sagt St. Augustinus, „verbrennt die Spreu, und läutert sich das Gold. Jene geht in Asche auf, dieses dagegen scheidet nur seine Schlacken aus. Der Ofen ist die Welt, das Gold sind die Gerechten, das Feuer ist die Trübsal, der Künstler ist Gott. Was nun der Künstler will, das thue ich; wohin er mich legt, bin ich's zufrieden." Es ist ja nicht leicht ein anderes Mittel denkbar, wodurch der Gerechte sich erproben kann vor Gott und vor der Welt, als die Trübsale. „Das Gold des Herzens," sagt der heilige Gregorius, „thut die Trübsal kund, das Wohlseyn dieser Welt verschließt es dagegen häufig." Aus der Trübsal nimmt der Gute erhöhte Kraft und stets frischen Muth. Sehr treffend sagt daher gleichfalls Gregorius: „Das heilige Streben der Auserwählten gewinnt an Kraft, wenn sie durch Widerwärtigkeit gedrückt werden, gleichwie das Feuer durch das Blasen niedergedrückt wird, um desto kräftiger aufzubrennen, also gerade

daher seine Kräftigung erhält, wodurch es scheinbar dem Erlöschen ausgesetzt ward." — Wer um der Gerechtigkeit willen leidet, der nehme kein Aergerniß daran, wenn er in das Bad der Trübsal getaucht wird; geläuterte Diener Gottes haben daran auch noch nie einen Anstoß genommen. Der heilige Beda, genannt der Ehrwürdige, sagt in dieser Hinsicht zu den gottgetreuen, aber von Drangsalen heimgesuchten Seelen: „Werdet nicht verdrießlich, wenn es den Bösen in der Welt gut geht, ihr dagegen Leiden habet; denn der christlichen Religion Eigenthümlichkeit ist es nicht, in der Welt erhöht zu werden, vielmehr ist Erniedrigung ihrer Bekenner Antheil; die Bösen haben nichts im Himmel, ihr habt nichts in der Welt; allein in der Hoffnung jenes Gutes, dem ihr zustrebet, müsset ihr euch zu Allem freuen, was euch auf dem Wege immer aufstoßen mag." Der heilige Petrus Chrysologus läßt sich auf eine recht anschauliche Weise also vernehmen: „Bei all' diesem ist der Herr wirksam, daß uns die Verfolgung Einsicht gewähre. Man drischt das Getreide, um es im Speicher aufzubewahren; man behaut den Baustein, um ihn später ohne Hammergeräusch im Tempelbaue einzufügen. Ein Sturm erhebt sich, um Elias in den Himmel zu entrücken. Es ist ein vortreffliches Heilmittel für den inneren Menschen, wenn der äußere auf dieser Welttenne durch verschiedenartige Leidenshiebe gedroschen wird." — Aber täuschet euch auch hierbei nicht an euch selbst und nicht an Andern. Oft thut sich etwas als Sache Gottes und der Gerechtigkeit in der Menschenmeinung hervor, was nur Sache der Selbstsucht und lange genährter Selbstsucht ist. Manche stellen sich dar als Dulder für die gerechte, gute, kirchliche Sache, und decken mit diesem Feigenblatte nur

die argen Getriebe ihrer Rache- und Ränkesucht, ihres versteckten Grolles, ihrer Schelsucht und schwarzen Galle. Das ist die Leidensgeschichte der Pharisäer. Auch hier führt uns auf den Grund der Sache und zur reinen Wahrheit kein anderes Mittel, als der Ausspruch Christi: „An ihren Werken sollet ihr sie erkennen.“ Wer viel von Abtödtung redet, die er von Andern zu dulden habe, ist nach dieser Regel bald gerichtet und gesichtet: Haben Andere von seiner vorgeblichen Abtödtung mehr Abtödtung als er selbst zu ertragen, so ist sein Werk vom Argen, die Entsagung stammt nicht vom Kreuze Christi und die Quelle dieser nur Andern lästigen Abtödtung ist jederzeit faul und trübe.

Wollte Gott, die Stürme auf unserer irdischen Lebensfahrt entständen alle aus reinen, gerechten Absichten und Bestrebungen! Aber — wie viele Wogenschläge, wie viele Unwetter klagen den Menschen selbst an ihren Urheber an! Der Mensch selbst — beschwört den Sturm über sein eigen Haupt heran! Ein solcher Sturm ist allemal gefährlicher, und schwerer zu beschwichtigen. Denn der Herr ist ihm nicht nahe, und uns ist das Vertrauen nicht nahe, in welchem wir mit den Jüngern ausrufen könnten: Herr! rette uns. — Wie viele Verwirrung machen uns unsere verkehrten Neigungen, und unsere Sünden? Wie viele Verwirrung macht auch eine leere Furcht vor eingebildeten Uebeln? Um die Vöglein von den Feld- und Baumfrüchten abzuhalten, stellen wir Vogelscheuchen und Larven auf, und belächeln die leere Furcht dieser Thierchen, wodurch sie sich täuschen lassen; bedenken aber dabei nicht, daß wir mehr noch des Belachens werth sind, da wir selbst oft an einer wo möglich noch leereren Furcht leiden. Eine leere Furcht haben alle jene, die, während sie Gott nicht fürchten,

vor Menschen erzittern, und zum Unrechtthun von mächtigen, stolzen, auf ihre Gewalt pochenden Menschen sich verleiten lassen. Eine leere Furcht erzeugt mehr oder minder jede Leidenschaft, die den Menschen am Sklavenbande gefesselt hält. Ein leerer Fürchter wird gar leicht der Ehr- und Stellensüchtige, der stets einen Feind, einen Widersacher auf der Lauer wittert, um ihm seinen Abgott zu zerbrechen. Ein leerer Fürchter ist der Geizige, eben so der Wollüstige, der Sinnling und Vergnügling, der an Einem fort fürchtet, der Gegenstand seiner Sünde möge ihm geraubt werden. Ein leerer Fürchter ist der Ungerechte, der Presser und Betrüger. Zwar liegt in diesen Sünden allerdings die gegründetste Ursache, sich zu fürchten vor der gekränkten Gerechtigkeit und verhöhnten Menschheit; — aber gerade diese heilsame, wahre und gerechte Furcht, die eine Gabe Gottes ist, ist dem Sünder nicht beschieden; eine leere, nutzlos quälende Kainsfurcht, die eine fürchterliche Strafe ist, diese ist sein Antheil. Ach! bei Vielen trifft noch heute ein, was der Psalmist den Frevlern beilegt: „Dort zittern und beben sie, wo keine Furcht, d. i. kein Grund zur Furcht ist.“ So haben auch viele Christen eine ganz verkehrte Furcht; zu sündigen fürchten sie sich nicht; das wahre Uebel kümmert sie nichts: eingebildete Uebel aber bringen sie außer Fassung; so gleichen sie den unverständigen Kleinen, die Larven fürchten, das Feuer aber nicht fürchten.

Wer wollte es nur einigermassen getreu schildern — das tausendfache Elend, welches der Sturm der Leidenschaften über den Menschen bringt, der ihnen nachgiebt? Jede Unordnung, jede Schmach und Schande, jedes Unrecht, das aus der Leidenschaft geboren wird, ist ein neuer

Andrang an das schwankende Lebensschifflein; und so oft wiederholt sich die Brandung, als in uns eine böse Leidenschaft aufgährt — und wie oft geschieht dieß nicht im Jahre, im Monate, im Tage! Kein Wunder also, wenn unser Leben ein so stürmisches Aussehen hat. —

So viel ist gewiß, geliebte Christen! — ihr werdet es an euch selbst nur zu häufig erfahren haben — so viel ist gewiß, daß die Furcht, die leere Furcht vor eingebildeten Uebeln unser Leben am meisten beunruhigt. Und in der Regel ist diese Furcht selbstverschuldet. Denn sie stellt sich meistens dann und da ein, wann und wo man die wahre Furcht Gottes abgeworfen hat. Von diesem Augenblicke an ist kein Friede, keine Ruhe, keine Freude mehr in uns, wir fürchten uns so zu sagen vor unserem eigenen Schatten als einem Gespenste, wir sehen überall Gefahr und Nachstellung; aber es ist eine ermattende, erschlaffende thatlose Furcht; denn es ist eine Furcht ohne Vertrauen auf Gott, ohne erquickendes Gebeth um Hülfe; es ist in der Regel auch eine Furcht ohne Aussicht auf Hülfe. Es ist eine leere Furcht so recht im eigentlichen Sinne, denn sie macht das Gemüth leer von Vertrauen, von Hoffnung und Ergebung, leer von sittlicher Kraft und Anstrengung, sonach macht sie den Christen auch unfähig zur Erreichung seiner hohen Bestimmung. Beim Ungläubigen zeigt sich oft, daß er auf der andern Seite abergläubisch ist; bei dem Christen, der das nicht fürchtet, was er zu fürchten hat, zeigt sich zur Strafe die feigste Furcht vor dem, was er nicht zu fürchten hat.

Diese feige Furcht bringt die Christen auch zur völligen sittlichen Ohnmacht herab und zum Verzweifeln an ihrer sittlichen Kraft, mitzuwirken zu dem wichtigen

Geschäfte ihrer Besserung. Ein kleines Hinderniß sehen sie schon für unbesieglich an, oder sie sehen Berge, wo Alles eben ist. Es ergeht ihnen, wie jenen Auskundschaftern (4. Mos. 13.), die sich vor den Bewohnern des ausgekundschafteten Landes fürchteten, als vor Riesen und Menschenfressern, und das Volk mit gleicher Furcht erfüllten. Da trifft dann der Satz ein, den schon der heidnische Weltweise Seneca ausgesprochen hat, indem er sagt: „Nicht weil es schwer ist, trauen wir es uns nicht zu, sondern, weil wir's uns nicht zutrauen, darum ist es schwer." — Oft ist es auch eine Versuchung Satans, der uns das Werk unserer Bekehrung, um es zu vereiteln, zu schwer für unsere Kräfte vorstellt, und uns eine nächtliche Furcht vormalt, wie dieses St. Augustin noch kurz vor seiner Bekehrung erfahren mußte. „Ich stand," sagt er, „schon auf dem Punkte, ein Anderer zu werden; aber je näher ich dem Augenblicke der Entscheidung war, desto mächtiger regte sich der Abscheu und das Widerstreben in mir; und die gräßliche Verblendung hielt mich wieder zurück."

Christen! ihr sehet wohl ein, daß unser Leben fast ein ununterbrochener Kampf ist, daß es sehr häufig stürmt und gährt! Ihr habet heute auch mehrere Ursachen kennen gelernt, die diese Stürme herbeiführen. Möchtet ihr behutsam und wachsam werden; denn gar viele Stürme lassen sich durch Behutsamkeit und Wachsamkeit vermeiden. Gar Mancher setzt sich dem empörten Elemente aus durch unterlassene Züglung seiner Leidenschaften. Kommen ohne euer Zuthun Versuchungen und bange Tage über euch; so wecket in allem Vertrauen den helfenden Herrn, der stets im Hintergrunde zu eurem Beistande bereit steht.

Kömmt die Beunruhigung vom Satan: so fürchtet nicht diesen, sondern Gott, wie Augustinus sagt: „Stellt die Schlange dir nach, fürchte Gott; haßt dich der Mitmensch, fürchte Gott; bestürmt dich der Teufel, fürchte Gott; jede Kreatur steht unter Ihm, den du fürchten sollst.“ — Kömmt der Sturm von eurer Leidenschaft, so gehorchet nicht ihr, sondern Gott. Wind und Meer und die ganze Schöpfung gehorcht ihrem Urheber, und der Mensch allein sollte ungehorsam seyn? Gehorchet nur Gott, so wird es wieder ruhig in euch werden, und ihr werdet fortan in Zuversicht und Freude mit eurem Lebensschifflein dem Hafen der Seligkeit zusteuern. Amen.

Fünfter Sonntag nach Erscheinung des Herrn.

(1838.)

Herr! hast du nicht guten Samen auf deinen Acker säen lassen, woher hat er denn Unkraut? Matth. 13, 27.

Woher das Unkraut? ist eine gewöhnliche Frage und Klage unter den Menschen, die überall lautbar wird, wo der Same des Guten, des Edlen und Schönen verunreiniget wird von dem unseligen Unkraute des Bösen, des Schändlichen und Häßlichen. Ueber Unkraut und dessen rastloses Fortwuchern klagen billig vor Allen jene Menschen,

die ihre Pflichten erfüllen, das Gute verbreiten und dem Bösen wehren wollen; solche gewissenhafte Menschen, die täglich mit dem festen und heiligen Vorsatze von dem Schlafe erwachen, den Tag zu heiligen, nach Gottes Willen zu wandeln, in ihren Untergebenen das Samenkorn eines ächt christlichen Wandels sorgfältig einzupflanzen, damit es seiner Zeit recht reichliche Früchte bringen möge. — Ueber eingedrungenes Unkraut klagen Eltern, Lehrer, Vorgesetzte geistlichen und weltlichen Standes, besonders die Lehrer der Religion, die Prediger des Evangeliums. Die Letzteren ganz besonders wissen bestimmt, daß der evangelische Same, den sie in die Herzen der Gläubigen säen, ein reiner Same ist, der auch nicht das mindeste Unkrautkorn mit sich führt. Sie streuen von Zeit zu Zeit recht emsig und reichlich den christlichen Samen; und sieh! sie treffen Unkraut in Menge, wenn sie ein und das andere Mal Umschau halten auf dem Acker, den sie gewissenhaft gebaut haben. Ja sie haben oft gar nicht nöthig, Nachschau zu halten; denn das Unkraut zeigt sich bald in so grellen Farben und in solcher Größe, daß es den Weizen weit überragt. Die üblen Gewohnheiten in der Gemeinde, die Widerspenstigkeit, die Frechheit, die Unsittlichkeit fallen zur Genüge von selbst in die Augen. Das Nämliche begegnet nicht minder den Eltern und übrigen Vorgesetzten. Eine so traurige Erscheinung thut den guten Säeleuten nun herzlich wehe, noch weher, als einem Ackersmann, der den besten Samen auf ein Feld gesäet hat, und nach aufgesprossener Saat fast nichts als Disteln und Unkraut wahrnimmt.

Alle können sich selber dabei keine andere Antwort geben, als die einzig wahre: Das hat der Feind gethan. Ein solcher Feind schlich sich heimlich bei, wie ein Dieb,

und verdarb das gute Gesäme mit giftigem. Kann man wohl diesem Feinde nicht auf die Spur kommen? O ja! denn er hinterläßt leider! nur zu merkliche Spuren. Und doch können sie Viele nicht entdecken! Ich glaube, wir brauchen sie nicht in der Ferne zu suchen. Ein Feind schleicht sich, das können wir nicht mehr abläugnen, bei allem Guten ein; und ich behaupte:

I. Dieser Feind ist sich entweder der Mensch selbst;
oder
II. dieser Feind sind ihm andere Menschen.

Wie dieses seyn könne, wollen wir mit der Gnade Gottes uns in Kurzem begreiflich zu machen suchen.

I.

Kaufleute, die einen Laden von kostspieligen Waaren haben, verschließen denselben bei einbrechender Dämmerung auf das sorgfältigste von allen Seiten — an den Fenstern und Thüren. Dein größter Reichthum, mein Christ! deine kostbarste Waare ist deine gottähnliche Seele. Hast du mit vieler Anstrengung und mit großem Zeitaufwande Seelenschätze gesammelt, dann muß deine erste Sorge seyn, den Seelenschatz genau zu verwahren; du mußt ihn zu diesem Ende fest verschließen, und ihn vor räuberischen Händen schützen. Der Seelenschatz ist einer unausgesetzten Wachsamkeit noch weit mehr werth, als der bedeutendste Goldschatz. Warum sollten wir also den ersteren wenigstens nicht eben so sorgfältig bewachen, besonders da er weit leichter geraubt werden kann?

Wie hart hält es, bis man es zu einem gewissen Grade in einer Tugend bringt? Wie vielmal muß der Landmann den Pflug in's Erdreich setzen, bis er ernten kann.

Wie vielmal muß der Mensch ansetzen, bis er eine böse Neigung, z. B. seine Zornmüthigkeit, seine Ungeduld, seinen Eigennutz, seine stets wache Sinnenlust u. s. w. unter die Botmäßigkeit des Geistes bringt? Welch ein hartes Stück Arbeit ist es, bis man fest und beständig wird in der Uebung seiner Pflichten? Bis man es einmal dahin bringt, daß man sagen kann: diese Tugend ist mein Eigenthum, dieses Gute thue ich aus reiner Herzensluft? Haben wir einmal uns so hart angestrengt, sind wir wahrhaft Meister einer heftigen Leidenschaft, z. B. des Zornes, des Neides, der Unlauterkeit, der Verkleinerungssucht geworden: sollten wir da nicht alle Mühe anwenden, um diesen köstlichen Schatz der Gnade für uns auf immer zu sichern?

Wie mannigfaltig sind die Schlupfwinkel, durch welche man uns das Gute stehlen, und den alten Sauerteig der Sünde wieder einschleppen kann. Leider! ist es der Mensch oft selber, der dem Feinde die Thüre öffnet, und Gelegenheit giebt, daß er Unkraut unter den Waizen säe. Der Mensch selbst ladet gar oft den Feind auf den eigenen Acker seiner Seele ein. Wodurch denn?

1) Durch Leichtsinn und Sorglosigkeit. Er bewacht seine Seele nicht, und zieht keinen Zaun um seine guten Vorsätze, um seine mit der Gnade Gottes errungenen Tugenden. Da kömmt das schlaue Wild der alten Gewohnheiten, es findet die Zugänge des Herzens offen, setzt sich darin wieder fest, und frißt die frischen Sprößlinge der Tugend wieder ab. Daher kommen dann die häufigen Rückfälle in unsere vorigen Laster, daher werden die letzten Dinge ärger als die ersten. Daß wir vor Ueberfall gesichert seyen, ist ernstes Arbeiten nöthig. Haben wir keine ernste Arbeit zu verrichten, so müssen wir wenigstens die

Thüre der Seele verschließen und eine Schildwache davor stellen. Denn einen bösen Samen säet sich der Mensch

2) durch Müssiggang; eine Krankheit, die man den Krebsschaden oder auch die Auszehrung der Seele nennen könnte. Denn er schwächt die Kraft des Geistes bis zum Einschlafen. Inzwischen werden die äußeren Sinne stark und gewinnen die Herrschaft. Die Sinne sind die Thore unserer Seele. Der Müssiggang ist ihr Lehrmeister, er führt das Böse aus und ein. Während die Seele schläft und keine Wache aufstellt, schleicht sich der Feind in die Wohnung unseres Geistes, und säet da giftiges Unkraut, die Tollkörner der Hoffart, die Dörner der Rachsucht und des Neides, und das anfänglich süße Kraut der Wollust. Willfährig und ohne den geringsten Widerspruch läßt der Mensch dieses zu, er nimmt den Feind auf, da dieser schmeichelt und sich für einen Freund ausgiebt. Hat das Böse einmal Aufnahme gefunden, dann zeigt es seine Natur, die nur auf unser Verderben ausgeht. Der Mensch ist es sohin selber, welcher sich in seinem eigenen Busen die Schlange aufzieht, die nicht lange zögert und ihn tödtlich verwundet. Ist das nicht so mit einer jeden Sündengewohnheit? Zeigt nicht eine jegliche bald ihren Giftzahn? Seinen Feind nimmt der Mensch auch auf

3) durch Unachtsamkeit auf sich selber zur Zeit der Freude und des Wohlergehens, und wenn er in Gesellschaft von lockeren Menschen ist. Das Glück hat schon mehr Menschen verdorben als das Unglück. Das Unglück ist gar oft der Lehrmeister und der Führer zur Tugend, es führt zur Besinnung und Besserung, zu Gott und zu unserer Pflicht uns zurück; es macht fester und stärker, es ist also wie der Sturmwind, der oft dazu dient, daß der von ihm

erschütterte Baum tiefer wurzelt. Im Wohlergehen wird man weichlich und unbeständig und abfällig. Sehe man nur, wie es den Menschen verändert! So lange Jemand eine Sorge, eine Noth und Angelegenheit hat, denkt er nicht einmal an gewisse Sünden, er verabscheut sie von Herzen, und macht sich die schönsten Vorsätze, wie er von nun an ehrbar und anständig wie am Tage wandeln wolle. Es kömmt die Zeit der sinnlichen Freuden, es kommen glückliche Tage; o! welch ein ganz anderer wird da der Mensch! Leichtfertig, vergessen auf die heiligsten Vorsätze, läßt er sich zu Allem bereden und verführen, wozu böse Kameraden ihn anreizen. Ein Beispiel dieser Unbeständigkeit und leichter Verführbarkeit ist David. So lange dieser König mit Feinden und Verfolgungen zu kämpfen hatte, so lange er sich im Kriege übte; hatte er von der Ueppigkeit nichts zu leiden. Wie ihm aber der Müssiggang zusetzte, so war er nicht mehr aufmerksam auf sich selbst, und alsbald stürmte die Sünde des Ehebruchs über ihn herein. So lange Salomon an dem Hause des Herrn baute, war er frei von der bösen Lust; nachher aber ward er ihr Sklave.

Die Diebe warten die Nachtzeit ab, die Zeit, wo die Andern schlafen. Da wachen sie, fallen über das Eigenthum der Schlafenden her, und erreichen ihre schlechten Zwecke. So macht es auch der Teufel. Er wartet auf die Zeiten, wo der Christ schläft, wo er des Wortes Christi vergessen hat: Wachet und bethet, damit ihr nicht in Versuchung fallet. Der Feind kann nicht eindringen, wenn eine Wache vor dem Thore des Geistes steht. Wenn der Mensch diese Wache nicht stellt, so ist er sein eigener Feind, und zwar ganz besonders

4) durch Geringschätzung seiner Christenpflichten, durch

Versäumung des christlichen Unterrichtes und durch Uebertretung der Gebote der Kirche. Das Laster ist nicht gleich anfänglich groß und augenfällig, es hat auch seine Zeit und seine Stufen des Wachsthums. Allemal aber fängt es mit der Lauigkeit im christlichen Berufe an. Wer lau zu werden anfängt, der hat vor dem wirklich Lasterhaften nur das voraus, daß dieser es schon ist, jener aber jeden Augenblick es zu werden im Begriffe steht. Wie kann sich der Mensch auf der glatten Bahn des Lebens aufrecht erhalten, wenn er das Gleichgewicht verloren? Das Gleichgewicht muß er aber in dem Augenblick verlieren, als er träge, lau, ja verdrüssig wird über die Gebote der Religion, die ihm nun lästig vorkommen. Und wenn er die Stimme Gottes, das göttliche Wort, nicht mehr hören mag, was soll ihn retten, was auf der rechten Bahn erhalten? Denke man sich ein Kind, das nie von seinen Eltern gemahnt, gewarnt, gerügt wird. Wird es nicht in seinen Unarten immer weiter schreiten, und am Ende lasterhaft werden? So werden wir, die wir Kinder Gottes sind, bald lasterhaft, wenn wir Gottes Wort nicht mehr hören. Gegen jede Sünde hat dieses himmlische Wort Mahnungen, Drohungen, Strafen aufgestellt, und diese sind eben so viele Heil- und Besserungsmittel. Werden diese Mittel nicht benützt, so wird es Nacht in einem Menschen, und ein solcher Mensch ist sich selber der Feind, der Unkraut auf seinen eigenen Acker säet. — Folgt endlich der Christ nicht mehr der mahnenden Stimme seiner Kirche, die ihn zum Gottesdienste, zu den heiligen Sakramenten ruft, um ihn zu reinigen, und den Boden der Seele von dem Unkraute der Sünde zu säubern: so gleicht er einem Kinde, das von seinen Eltern verwahrlost, nicht das

Nothwendige an Kleidung und gesunder Nahrung, und keine Reinigung des Körpers empfängt; es muß in kurzer Zeit verkümmern und elend werden. So wird auch der Christ elend und krank an der Seele, sobald er die von der Kirche Christi ihm angebotenen Mittel der Nahrung und der Reinigung nicht annimmt. Das Unkraut des Bösen und alle Seelenkrankheiten müssen nothwendiger Weise überhand nehmen. Dann sage er aber nicht: dieß hat dieser oder jener feindliche Mensch gethan; sondern er sage: Ich selbst bin der feindliche Mensch, der in dem Dunkel der Nacht Unkraut in seine Seele gesäet hat! In der That — am öftesten ist der Mensch sich selber dieser Feind; manchmal aber sind es auch andere Menschen.

II.

Unter dem Unkraute kann man jegliche Sünde und Ansteckung verstehen. Das Unkraut ist verschieden auch in der Natur. Unkraut ist jede böse Neigung des Herzens, jede Abwendung von Gott und jede Versäumniß. Das Evangelium benennt unsere Fehler bloß mit dem allgemeinen Namen Unkraut. Der Landmann unterscheidet sehr wohl jegliches Unkraut von der Saatfrucht, die er gepflanzt hat, wenn er auch nicht immer die Unkrautgräser mit ihren Namen nennen kann. So können auch wir in uns und andern Menschen bald das ächte Kraut der Tugend von dem Unkraute falscher Tugend oder versteckter Laster unterscheiden, wenn uns auch öfter der Name fehlt.

Können wir diesen Unterschied machen, dann kennen wir auch bald den Feind, der bösen Samen säet. Eltern, Lehrer, Vorgesetzte! vom Evangelium sowohl als von der

täglichen Erfahrung laßt euch die Kennzeichen des eingedrungenen Feindes sagen.

Vor Allem wisset, daß er schadet, und das Gute zu ersticken arbeitet. Ich höre da Eltern mit bittern Thränen im Auge klagen, wie es mit diesem ihrer Kinder nicht vorwärts wolle, wie es immer unsittlicher und ausschweifender, trotziger und ungehorsamer werde, wie es im Glauben und frommen Sinne täglich mehr abnehme, und immer hartherziger werde. Ich kann nicht begreifen, sagt der klagende Vater und die weinende Mutter, woher das kömmt. Zucht, Ordnung, Gebeth, religiöser Sinn, Anleitung zu allem Guten sind doch immer bei uns zu Hause gewesen. Wir haben doch gewiß guten Weizen gesäet; woher nun das Unkraut? Ich antworte mit dem Hausherrn im Evangelio: Das hat ein feindseliger Mensch gethan! Vielleicht nicht ohne eure Schuld. Habt ihr auch im Hause es an nichts fehlen lassen; so habt ihr noch nicht Alles gethan. Wer sind die Gesellschafter eurer Kinder außer dem elterlichen Hause? Wie sind ihre Erholungen beschaffen? An welche Orte gehen sie? Fraget einmal genau um, und ihr werdet finden, daß sie unter Feinden gewesen, oder vielmehr, daß der Feind unter ihnen gewesen ist. Die Kinder und Untergebenen waren gut bis zur Zeit, wo Unkraut unter den Weizen gestreut wurde. Sie näherten sich dann Leuten, die aufgeblasen, stolz und zügellos sind, die das Joch des Gehorsams verhöhnen und es auch Andere verhöhnen lehren. Sie kamen zu leichtfertigen Verschwendern, zu frechen Sinnlingen, zu Schlemmern; werden sie da etwas Gutes gesehen und gehört haben? Sie machten Gemeinschaft mit Menschen, die der Religion, der öffentlichen Gottesverehrung, der Eingezogenheit der Sitten schon lange den

Rücken gekehrt haben, die Andere verlachen, wenn sie ihrem Glauben noch anhangen, ihrem Gottesdienste gewissenhaft nachgehen und an der Sittsamkeit festhalten wollen. Werden sie da trotz des guten Grundes von Haus aus nicht allgemach in die Fehler und Laster gerathen seyn, über welche ihr so bitter klaget, und woran ihr gar keinen Theil haben wollet. Der Feind hat dieß gethan.

Der Prediger des Evangeliums giebt sich alle Mühe, nur den ächten Gottessamen in die Herzen der Gläubigen zu streuen, und er sieht doch überall Unkraut hervorwuchern, selbst schon aus den Herzen der kaum reifen Jugend. Hat er doch guten Samen gesäet, woher denn das Unkraut? Ach! es sind mehrere böse, gottvergessene Menschen in der Gemeinde, diese verpesten ihre ganze Gesellschaft, besonders die unerfahrene Jugend! —

Jener Mensch ging mit der besten Erziehung und den herrlichsten Grundsätzen aus dem elterlichen Hause; und sieh! nach wenigen Jahren ist er ein Ungläubiger, ein zügelloser Mensch, ein Trunkenbold. Er ging mit bösen Menschen um, die ihm ihr Sitten-Gift vollkommen einimpften. Also — der Feind hat es gethan.

Doch warum sehen wir immer vorerst auf Andere, als auf uns selbst? Frage dich selbst, ob du nicht im Eifer und Streben nach Vollkommenheit abgenommen? Hast du nicht Verlust gelitten an der Liebe zum Wohlthun, zur Mäßigkeit, zum christlichen Unterrichte, zur Andacht ꝛc. Woher kömmt das? Ach! diesen Verlust haben dir andere Menschen verursacht; aber freilich nicht ganz ohne deine Einwilligung. Eine einzige Stunde in sittengefährlicher Gesellschaft zugebracht hat deiner Sinnes- und Lebensart eine schlimme Wendung gegeben. Einer suchte dir mit

glänzender Beredsamkeit begreiflich zu machen, wie deine bisherige Andacht unnütz sey; der Andere rüttelte an deinem Glauben, und erregte Zweifel über gewisse Wahrheiten. Eine andere Gelegenheit machte dein sittliches Gefühl lockerer. Sieh da! Alles dieses hat der Feind gethan. Menschen haben es gethan; aber der Feind Gottes hat es durch sie gethan; denn nicht immer wirkt der Teufel unmittelbar auf die Menschen, sondern gar oft mittelbar durch andere Menschen; daher hat er überall seine Gesandten, da einen wüsten, die Sitten vergiftenden Menschen, dort einen Spötter, der den Glauben stehlen muß, dort einen feinen Verführer unter der Maske der Frömmigkeit ꝛc.

Das gute Werk ist nicht selten in sich selbst vom Unkraut angesteckt, wie der schönste Apfel vom Wurm; dann nämlich, wenn wir bei guten Handlungen keine gute Absicht haben, wenn Heuchelei, Eigennutz, Gefallsucht ꝛc. darunter stecken. Auch so streut der Feind Unkraut unter den Weizen. Das Gotteshaus, z. B. hat nur guten Samen für deine Seele, es hat den christlichen Unterricht, es spendet die heiligen Sakramente; wer wird aber den guten Samen davontragen? Nur derjenige, welcher in guter Absicht hineintritt. Jede unlautere Absicht verdirbt den guten Samen.

Ein anderes untrügliches Zeichen, daß Feinde vorhanden sind, ist dieses: der Feind kömmt Nachts. Böse Menschen wirken Nachts. Ich rede hier nicht allein von den bekannten Werken der Nacht, sondern auch von jenen Werken der Nacht, die am Tage verübt werden, aber im Geheimen, die das Auge Gottes und aller guten Menschen scheuen müssen.

Genug sey es hiemit. Wir kennen bald unseren Feind! Er wacht beständig; setzen wir ihm auch Wachsamkeit entgegen. Thun wir stets etwas Nützliches, damit uns der Feind nie unbeschäftigt treffe! Amen.

Sechster Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

(1836.)

Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorne, das Jemand nimmt und auf seinen Acker säet. Matth. 13, 31.

Der Heiland übt wieder sein Lehramt, und wie süß, wie verständlich ist wieder seine Lehrweise! Wir horchen immer gerne seinem Unterrichte zu, aber am liebsten, wenn er in Gleichnissen zu uns redet, weil sie unsern Verstand und unser Herz gleich sehr ansprechen. Welche eine köstliche Frucht steckt in der natürlichen Schaale? Welche Fülle von Weisheit, welcher Reichthum von Wissenschaft des Heils!

Die Vergleichungen des göttlichen Reiches mit natürlichen Dingen, die dem Menschen immer vor Augen sind, lassen ihn in die innerlichen Geheimnisse seiner Bestimmung einigermassen blicken, und in die göttlichen Güter, die Gott in seiner Kirche allen seinen Dienern bereitet hat und noch täglich bereitet. O wahrhaft göttliche Schule der Weisheit,

wo wir so leicht das Eine Nothwendige lernen, wo es sich so bald und so verständlich und so sicher in unserem Gemüthe festsetzt, wo der Ungelehrte Unterricht für Zeit und Ewigkeit erhält, und der Gelehrte die Einfalt des göttlichen Lehrers anstaunen und liebgewinnen muß. O! hielten uns nicht tausend irdische Zerstreuungen und oft selbstgemachte Sorgen von dem Vortrage des göttlichen Lehrers ab, wir müßten bald zur Einsicht der christlichen Wahrheit gelangen, mündig und kräftig im Glauben, groß in der Liebe, und unwandelbar in der Hoffnung werden.

In der nächst vorhergehenden Parabel streut der Heiland, als der himmlische Säemann, den Saamen der göttlichen Wahrheiten in unsere Herzen; und da dieser Saame auf verschiedenes Erdreich fällt, werden wir inne, warum er nicht überall seine Frucht tragen kann. Im heutigen Evangelium trägt er mit wenigen Worten zwei ähnliche Gleichnisse vor, das vom Senfkörnlein und vom Sauerteige. Da aber in jedem Gleichnisse unter dem natürlichen Bilde eine übernatürliche Wahrheit verborgen liegt, so wollen wir diese letztere uns herausziehen. Die Anwendung giebt sich von selbst. Erscheint uns der Sauerteig als das Bild unseres Wachsthums in der Liebe, so ist das Senfkörnlein ein sprechendes Bild unseres Wachsthums im Glauben *).

*

Sehr weise, sagt der heilige Chrysostomus, hat der Heiland seine Gleichnisse von natürlichen Dingen herge-

*) Als Stoff für einen II. Theil könnte der Satz dienen: Der Sauerteig das Bild unseres Wachsthums in der Liebe — (nach) Maßgabe von I. Corinth. c. 13.).

nommen, um zu zeigen, daß, wenn die Natur so gewiß und unfehlbar zu Werke geht, auch er, der Herr der Natur, eben so in seinen übernatürlichen Werken zu Werke gehen wird. Giebt es etwas Kleineres als das Senfkorn? Wenn der Erlöser seinen Aposteln das geringe Maß ihres Glaubens vorwerfen will, so sagt er ihnen, sie hätten ihn nicht so groß wie ein Senfkorn (Matth. 17, 19.).

Wenn er das Himmelreich mit einem Senfkorne vergleicht, so wollte er damit sagen, wie unscheinbar sein Evangelium in seinem Ursprunge gewesen, und wie groß und mächtig es im Verlaufe der Zeit seyn werde. Betrachten wir die Schicksale der Religion Jesu, ihre anfängliche Verkündigung und ihre Ausbreitung, so kann uns kein Bild passender vorkommen, als das vom kleinen Senfkorn, das zu einem großen Baume aufwächst. Wie klein war Alles im Anfange vor den Augen der Menschen? Der Weltheiland in der Krippe geboren von einer armen Mutter, dreißig Jahre in einem unbekannten Leben hinbringend, verborgen vor den Menschen, oder nur gekannt als ein Zimmermanns-Sohn, sodann von zwölf gemeinen Fischern begleitet, Meister und Schüler gleich verachtet von den Großen und Mächtigen der Erde; der Lehrer gehöhnt von den Pharisäern, beschimpft von Herodes, gefangen, gebunden, gegeißelt, mit Dornen gekrönt, dem Tode überliefert, begraben. Seine Schüler von Schwachheit versucht und oft übermannt, ebenfalls hundertmal in Ketten und Banden, geschlagen, verurtheilt als gottlose und verworfene Menschen! Sehen wir auf dieses Alles hin: war da seine Religion im Anfange nicht ein Senfkorn, das kleinste der Gesäme? Sehen wir aber dann auch auf die Schnelligkeit ihrer Ausbreitung, erscheint sie dann noch als ein Werk von

Menschen, oder nicht vielmehr als ein Werk Gottes? Eine Lehre, die so streng in ihren Forderungen, keines Lasters, keines Irrthums schonte; deren Stifter am Kreuze starb, deren Verkünder als Auswurf der Welt von aller Welt behandelt wurden, ohne Mittel der Gewalt, ohne Unterstützung von Ansehen, ohne Reichthum, ohne Reiz von irdischen Versprechungen; eine Lehre, welche dem Pöbel zuwider, den Weltweisen zum Spott, den Götzenpriestern ein Gräuel, den Angesehenen ein Aergerniß ist, — siegt über alle ihre Feinde ob, wird von Allen willig und mit Ueberzeugung angenommen, und breitet noch jetzt über alle Theile der Erde ihre grünen wohlthätigen Aeste aus. Gleicht eine solche Lehre nicht dem großen Senfbaume, unter dessen Schatten sich die Vögel der Luft sammeln?

In der That, bei seinem Tod war der Heiland wie ein Korn, das Joseph von Arimathia nahm und in seinen Acker säete. In der Auferstehung aber wurde es ein Baum, der aus der Erde geht, um sich gen Himmel zu erheben. Das Evangelium ist vorbedeutet in jenem Stein, von welchem im Propheten Daniel die Rede ist, von dem es heißt: Er ward zu einem großen Berge und erfüllte das ganze Land.

Der Glaube, meine Andächtigen! ist gewachsen, und hat sich in der Welt ausgebreitet, er soll aber auch in dem Herzen eines Jeglichen sich immerfort ausbreiten, und mehr und mehr an Wachsthum gewinnen! Das Senfkorn soll zum Baume werden. Mit den Jahren und mit der heranreifenden Vernunft soll unser Glaube zunehmen. Aber ist es nicht oft gerade umgekehrt? In der Kindheit, im auflebenden Alter, wo man den ersten Unterricht in der Religion empfängt, lebt diese nicht selten lebendiger in uns, macht uns mehr Freude und Lust, als in späteren Jahren.

Nicht wahr, wo wir das erstemal von dem lieben Heilande hörten, da war noch Alles aufgeräumt, Alles zur Aufnahme des göttlichen Wortes in unseren Herzen bereitet. Die Wahrheiten unseres Glaubens, die wir dem jungen Gedächtnisse anvertrauten, lebten auch in unserem Gemüthe. Alles von seinen Mahnungen bezogen wir auf unser Verhalten, wir übergingen nichts; Alles, was der göttliche Mund aussprach durch Eltern und Lehrer, machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf unser Herz. Mit freudiger Unschuld tranken wir die süße Milch des Evangeliums. Wir erschracken, wenn wir die Verweise hörten oder lasen, die Jesus den Sündern, besonders den Pharisäern, gab; wir waren erquickt, wenn wir von seinen tröstenden Lehren, von seinem Wohlthun, von seiner Freundlichkeit gegen Fehlende, von seiner Liebe gegen Kinder, von seiner Barmherzigkeit gegen Arme, Kranke und Elende hörten; wir empfanden es so, als sey es uns geschehen. Wir litten mit unserem göttlichen Freunde Jesus, wenn wir ihn leiden sahen, wir ärgerten uns an der Härte und Gottlosigkeit seiner Feinde und Verfolger, wenn wir Jesum von ihnen gequält sahen. Dieß thaten wir, wo seine Religion in uns gleichsam nur erst ein Senfkörnlein war. Fortan sollte daraus ein Baum hervorwachsen, dessen Wurzel der Glaube, dessen Früchte die Tugenden des Glaubens seyn sollten. Kam es denn wirklich dazu? O! da kommen wir an einen Spiegel, in dem wir uns so ungerne betrachten, weil wir so häßlich, so verächtlich, so verwerflich darin aussehen. Das Senfkorn des Glaubens ließen wir nicht aufkommen, es ward nicht größer, sondern wo möglich noch kleiner. Wir wurden verständiger für die Erde, aber unverständiger für den Himmel; wir wurden kräftiger am Leibe, aber schwächer

an dem Geiste, wir wurden älter, aber nicht gelehriger. Wir wurden gewandter und geübter in allerlei Fertigkeiten, aber nicht lenksamer, nicht willfähriger gegen die Mahnungen unserer heiligen Religion. Wir nahmen zu an Jahren, aber nicht an Weisheit und Wohlgefälligkeit vor Gott und den Menschen. Was war die Ursache, die das Senfkorn an seinem Emporwachsen zum Baume hinderte? Wir dürfen nur ein wenig nachdenken, nur flüchtig zurückblicken auf die hinterlegten Jahre. Unsere Kindheit war ein Paradies von Unschuld und Freude, von Empfänglichkeit für das Gute. Es kamen die Jahre der klaren Unterscheidung zwischen Gut und Bös; die Einsicht nahm zu, aber auch die böse Begierde; diese wurde nicht bewacht, nicht überwältigt, sie wurde stark, und der gute Wille in uns wurde dabei schwach. Der böse Theil unseres Wesens zehrte an den Kräften des guten Theils. Wir wurden erst lau und lässig, dem göttlichen Worte die Thüre unseres Herzens zu öffnen, wir schenkten ihm zwar noch häufig unseren Beifall, aber wir fanden uns zu schwach, es zu üben; wir überredeten uns mehr und mehr, Gottes Gebote seyen doch in vielen Fällen für uns zu schwer, und man könne sein irdisches Glück nicht machen, wenn man sich streng nach ihrer Richtschnur richtete; und jetzt war schon der Schluß gemacht: es sey eben nicht so strenge und buchstäblich damit gemeint, unser Gewissen ward leichter, unsere Grundsätze lauer. Bei diesem anfänglichen Zustande blieb es nicht. Je mehr der starke Glaube an die unerbittliche Forderung der Religion abnahm, desto kräftiger wucherte das in unserem Herzen bereits einheimische Unkraut der Kälte und der Gemächlichkeit; es kam zur Gleichgültigkeit, und unsere erstarkte Begierde beredete uns jetzt, man könne

ihr und Gott zugleich dienen, und nur so könne man glücklich in einer Welt seyn, wo nicht Engel, sondern Menschen wohnen, deren sinnlicher Antheil auch seine Rechte habe. Wie den ersten Menschen im Paradiese der Satan, so spiegelt uns die Lust den willkommenen Grundsatz vor: Ihr werdet nicht sterben (wenn ihr Gottes Gebot übertretet), sondern ihr werdet wie Götter werden. Ein Jeder wandelt sofort nach seiner Lust! Wie ergeht's doch jetzt dem armen Senfkörnlein? Beim Hoffärtigen wird es erstickt vom Rauche der Eitelkeit, beim Unzüchtigen wird es verbrannt vom Feuer der Begierlichkeit. Beim Unmäßigen wird es hinweggespült von der Schwelgerei. Beim Heuchler, der es zur Schau in offener Hand trägt, wird's vom Winde weggeblasen. Beim Neidigen schrumpft es zusammen; beim Zornigen wird es mit Füßen getreten ꝛc. Wie kann es da wachsen?

Sind einmal auf dieser unseligen Bahn mehrere Stufen der Uebertretungen erstiegen, dann bleibt der Mensch nicht mehr auf der Stufe der Gleichgültigkeit, er ist schon im Falle, unfähig, sich darin aufzuhalten; das Gefühl der Schuld ist niederdrückend, wie wir's an den ersten Menschen sehen. Kaum war die Unschuld verscherzt, so wendeten sie sich von den Augen Gottes ab, mieden seine Gegenwart aus falscher Scham, verbargen sich vor ihm und glaubten so auch wirklich vor ihm verborgen zu seyn. Dasselbe begegnet Allen noch immer, die von ihm gewichen. Sie glauben sich seiner Gegenwart und Herrschaft entziehen zu können, und wünschen nichts heftiger, als unabhängig von ihm zu seyn, um nach ihren Gelüsten zu leben.

Von nun an steigt der Abgefallene eine Stufe weiter

in der Selbsttäuschung. Er fängt an, an Gottes Gebot zu zweifeln, und an alle jene Wahrheiten der Religion, welche Gott als gerechten Vergelter des Guten wie des Bösen uns vorstellen. Wer weiß nicht das Sprüchwort: Was der Mensch wünscht, das glaubt er gern. So wahr dieses ist, so wahr, leider! ist auch der Satz: Was er nicht wünscht, was er fürchtet, das glaubt er nicht leicht. Er zweifelt jetzt an der Religion, weil sie ihm lästig zu werden angefangen hat. Nichts ist natürlicher. Er möchte sich's bequem machen, dieß kann aber nicht seyn, so lang ihn die Aussicht in die Zukunft mit Furcht und Angst erfüllt.

Lebt er nun so einige Zeit in diesem verkehrten, unnatürlichen Zustande dahin, dann dehnt er seine Gleichgültigkeit und seine Zweifelsucht auch auf andere Religionslehren aus, die ihm minder lästig sind. Das ist wieder eine natürliche Folge von seinen ersten Schritten. Ist einmal die Ehrfurcht, der kindliche Gehorsam aus dem Herzen vertrieben, und die Begierde mit Stolz und Eigenmächtigkeit darein gepflanzt: dann fällt ein Stein des heiligen Gebäudes der Religion nach dem andern herab. Denn alle Wahrheiten hängen innerlich zusammen, und lassen sich nicht wohl trennen. Eine einzige verachten oder verwerfen, heißt im Grunde alle verachten und verwerfen. Wie kann unter solchen Umständen das Senfkorn des Reiches Gottes im menschlichen Herzen fortschlagen? An ein Wachsthum ist nicht zu denken, das Saamenkorn selbst muß da ersticken und verderben. Statt dessen tritt ein anderes Wachsthum ein, nämlich das Wachsthum des Unkrautes, der Leichtfertigkeit, der Gottvergessenheit. Das Unkraut bedarf bekanntlich keiner Pflege, um fortzuwuchern, und ein ganzes Ackerland einzunehmen. Aber wie häufig kömmt ihm noch

eine heillose Pflege zu Statten! Der Mensch trägt beständig einen Feind in sich selber umher, der immer mächtiger gegen ihn wird, je mehr er an Jahren vorschreitet, je länger er in der sündhaften Gewohnheit wächst. Es ist bekannt, in den Jahren, wo der Körper seiner Vollendung, seiner Vollkraft entgegenreift, treten von Seite seiner Sinnlichkeit mehr und mehr Kämpfe ein, mehr Versuchungen, mehr Uebertretungen, mehr Lauigkeit gegen das strenge Gebot Gottes, mehr Widerstrebsamkeit gegen das lästiger werdende Joch der Pflicht. In diesem Zustande muß man eben nicht zum höchsten Grade der Religionsverachtung, der Gottlosigkeit und Lasterhaftigkeit kommen, um gegen den Stachel des Gewissens, des Wortes Gottes und seiner mahnenden und weckenden Gnade auszuschlagen. Ein gewöhnlicher Grad von Vergessenheit auf Gott, ein gewöhnlicher Grad von Nachgiebigkeit und Hörsamkeit auf die wilde Stimme der verderbten Natur, ein gewöhnlicher Grad von jugendlicher Leichtfertigkeit ist hinreichend, uns die Anhörung des göttlichen Wortes zu verleiden, weil es gegen Lauigkeit und Gottvergessenheit predigt; ist hinreichend, uns die Anstalten der Kirche für die Belebung und Erhaltung unserer Seele, sonach den Empfang der heiligen Sakramente, das Gebeth, das Fasten und andere Werke der Selbstentsagung beschwerlich und gehässig zu machen.

Gesetzt aber, was so häufig geschieht, gesetzt, es kommen noch verführende Anlässe von Außen dazu; gesetzt, es fehlte an guter Erziehung, die Eltern sind selbst ununterrichtet und gleichgültig in dem Wichtigsten; gesetzt, sie geben selbst böses Beispiel; gesetzt, der leichtfertige Jüngling geräth in böse Gesellschaft, die den Ueberrest des guten Sinnes und Glaubens noch vollends ertödtet: wie soll das ohnehin

winzige Glaubenskorn fortwachsen! Gerade in der Zeit, wo das Böse im Menschen wie ein fürchterlicher Löwe vom Schlummer sich erhebt, wo der aufwachende Verstandesstolz sich über die heiligsten Religionslehren hinauszusetzen droht; gerade da ist doppelt scharfe Wachsamkeit nöthig, da muß der Glaube zur möglichsten Ueberzeugung gebracht werden, da muß er wachsen durch fleißiges Betrachten, durch Belehrung von Seite der Kirche und gottesfürchtiger Menschen; damit der Zweifelnde nicht abfalle zur Stunde der Versuchung.

Gute Eltern und Erzieher, Lehrer und erfahrne Jugendfreunde kennen auch diese gefährliche Lebens-Periode, und sind auf ihrer Hut. Die Kirche, die das Kind von der Mutter Brust sogleich aufnimmt, um es zum Kinde Gottes zu machen, hat besonders jetzt Acht, führt den Sprößling öfter in ihr Heiligstes ein, sie speist ihn am Tische des Herrn, und ertheilt ihm den Geist Gottes in der heiligen Firmung zum standhaften Bekenntnisse des Glaubens, zur Abhaltung oder Ueberwältigung der ihm drohenden Gefahren. Aber was hilft selbst eine göttliche Medicin, wenn sie nicht gebraucht oder gemißbraucht wird? Was hilft uns die Kraft und Gesundheit unseres Körpers, wenn wir sie nicht benützen?

Wie wächst das Senfkorn des Glaubens freudig empor? 1) Vor Allem durch wohlgeordneten christlichen Unterricht. Der Ununterrichtete ist in der Stunde der Versuchung doppelter Gefahr preisgegeben, und ist er einmal abgefallen, so erhebt er sich weit schwerer, als der Unterrichtete, Festgegründete. Was soll, was kann noch ein Gegengewicht bilden gegen den mächtigen Zug der ungebundenen Leidenschaft, als das an das Herz des

Jünglings gesprochene Gotteswort, die Erinnerung aus früher Jugend, die noch neuvorschwebenden guten Lehren der Eltern und Erzieher? Möchten doch leichtsinnige Eltern, die für ihre Kinder in diesem Stücke am wenigsten sorgen, zur Erkenntniß kommen, wie gewissenlos, wie unverantwortlich sie handeln. Nichts ersetzt das, was sie hierin versäumten. Sollte man's denken, daß es Eltern geben könne, die ihren Kindern Alles als nothwendig darstellen, nur nicht die Begründung in ihrer Religion? Die ihnen Reichthum mitzugeben rastlos arbeiten, die ihnen weltlichen Wohlanstand beibringen, sie wissenschaftlich ausbilden lassen; aber ihnen eine bittere Gleichgültigkeit gegen ihren Glauben einpflanzen! Der Glaube kömmt vom Unterrichte, sagt der Apostel, der zum Unterrichte der Heidenwelt berufen war. Der Glaube ist allerdings eine Gabe Gottes, er ist ein übernatürliches Licht, eine von Gott dem Menschen verliehene Anlage; aber als Anlage bedarf er der Vollendung, und diese ist an die menschliche Mitwirkung gebunden; er ist das Senfkorn, das die Kraft in sich hat, ein Baum zu werden und Früchte zu tragen; aber zum Wachsthum gehört das menschliche Zuthun. Gott verlangt selbst, daß wir uns in unserem Glauben verständigen, auf daß wir, um mit dem Apostel zu sprechen, Rechenschaft über unsere Hoffnung geben können. Wozu hätte Gott sonst in seiner Kirche ein untrügliches Lehramt eingesetzt, und eigens bestellte Lehrer verordnet? Warum hätten sonst alle heiligen und getreuen Diener Gottes es als eine unerläßliche Pflicht angesehen, das Gesetz des Herrn Tag und Nacht zu beherzigen? Warum hätten sie sonst einen bedeutenden Theil ihres Lebens damit zugebracht?

Daß wir in der Erkenntniß Gottes immer mehr zu-

nehmen sollen, ist ausdrückliches Gebot Christi. Ja er setzt in diese lebendige Erkenntniß Gottes das ewige Leben selbst. Das ist das ewige Leben, daß sie dich erkennen, den einzig wahren Gott, und den du gesandt hast, Jesum Christum. Der Mittel, ihn zu erkennen, sind so viele, daß die Unwissenden nicht zu entschuldigen sind. Es giebt drei Bücher, in denen wir Gott lesen können, die Natur, die mit großer Schrift auf ihren Schöpfer deutet, unser Gewissen, und die Offenbarung durch seinen Sohn, in welchem die Fülle der Gottheit wohnt.

2) Das Senfkorn des Glaubens wächst in unserem Herzen durch Gottes innere Einwirkung auf uns. Diese ist der himmlische Thau, der das dürre Korn befeuchtet, und zum Keime bringt. Jede gute Gabe, also gewiß auch die beste, der Glaube, kömmt von oben, von dem Vater der Lichter. Gegen das Licht kann man sich durch Abwendung des Auges fühllos machen. Machen wir nicht, daß das Licht, das in uns ist, Finsterniß werde!

3) Das Senfkorn wächst in unserm Herzen, wenn wir im Sonnenlichte des Glaubens wandeln. Wo ist ein Wachsthum möglich, wenn man einem Wesen, z. B. einem Baume, nicht freie Entwicklung läßt, daß er sich in die freie Luft erhebe und Nahrung trinke? Wie kann der Glaube sich ausbreiten, wenn wir ihn nicht wirken lassen in guten Werken? Wer meine Lehre hat und sie hält, der wird inne werden, daß sie aus Gott ist, sagt der Heiland. Kühn und unbedingt stellt der heilige Jakobus die zwei Sätze auf: Es könnte Jemand sagen: Du hast Glauben, ich aber habe Werke; gieb mir ohne deine Werke Beweise von deinem Glauben; ich will dir aber aus meinen Werken meinen Glauben beweisen.

Das Senfkorn unseres Glaubens ist anfänglich klein auch in seinem Wachsthume, denn es treibt nicht sogleich Aeste, d. h. große Werke der Tugend in voller Blüthe. Aber was ist nicht klein in seinem Anfange? Der Baum, welcher heute dir schon Früchte trägt, war vor einigen Jahren ein Kern; das Feuer, welches man mit dem Stahl aus dem Steine schlägt, ist ein Funken, der doch den größten Brand erwecken kann. Der Christ kömmt auch in seinen ewigen Gütern nicht auf einmal zum vollen Besitze, er muß Schritt für Schritt voranschreiten. Benützt er die kleine Gabe gut, so ist die größere schon im nächsten Gefolge. Dem, welcher hat, wird gegeben werden. Wer hätte nicht Gelegenheit, das Senfkorn des Glaubens bei sich und Andern zum Wachsthum zu befördern? Auch derjenige, den sein Stand und Beruf daran hindern, die Gründe desselben immer tiefer zu erforschen, hat noch vielfache Gelegenheit zu erstarken in seinem Leben und Wandel. Schon die Drangsale, die ein jeder in seinem Berufe zu bestehen hat, sind eine Schule, wecken, erhalten und vermehren das göttliche Glaubenslicht. Der niedrigste Taglöhner, der Handwerker in seiner Werkstätte, der Arme und Verlassene, alle können ihren Glauben bewähren, und ihn bewähren, heißt, ihn wachsen machen. Nehmen wir nur eine Krankheit als Beispiel. Sie weckt in dem Menschen den Glauben an die vornehmsten Eigenschaften Gottes, den Glauben an seine Allmacht, daß er helfen könne, an seine Güte, daß er helfen wolle; an seine Weisheit und Vorsehung, daß sie ihm damit ein Mittel des Heils an die Hand gebe; an seine Allwissenheit, daß Gott eben so gut jetzt um seine Noth wisse, als um die Angelegenheiten eines ganzen Welttheiles ꝛc. So kann dieser einzige Fall das

Senfkorn des Glaubens, der zuvor nur schwach in ihm war, zum hohen Wachsthum emportreiben.

Lassen wir, Geliebte! kein Mittel, keinen Weg unbenützt liegen, das Reich Gottes in uns und in Andern größer und herrlicher zu machen; so wenden wir das Urtheil von uns ab, das Jesus einst über das Judenvolk hat ergehen lassen: Das Reich Gottes wird von euch genommen, und einem andern Volke gegeben werden, das würdigere Früchte bringt. Niemand zieht das Reich Gottes an sich, es sey denn, daß er dem Zuge der Gnade von oben folge. Laßt uns keinen Augenblick versäumen, uns ziehen zu lassen von dem gnädigen Vater des Lichtes. Lassen wir uns nicht anziehen von Gott, so werden wir von seinem Widersacher gezogen; aber — gezogen zur ewigen Finsterniß, nicht zum ewigen Lichte! Davor uns Gott behüten wolle! Amen.

Sonntag Septuagesimä.

(1837.)

Gehet auch ihr in meinen Weinberg: was recht ist, will ich euch geben. Matth. 20, 4.

Gehet auch ihr in meinen Weinberg! — so ruft uns Allen der himmlische Vater, als Herr eines großen Weinberges, zu. Aber wie? sind wir nicht schon in diesem Weinberge, daß wir erst dahin müßten gerufen werden?

Wohl sind wir im Weinberge Gottes, in der wahren Religion und Kirche, im Glauben an Jesus Christus, geboren und erzogen. Insofern sind wir allerdings im Weinberge. Soll aber dieser Weinberg für uns seine Früchte tragen, so muß er bearbeitet, umgegraben, benützt werden. Sonst kann sich der Besitzer nichts versprechen. Sind wir gleich im Weinberge Gottes, so sind wir doch gar oft keine arbeitsame Weinbergsleute.

An Arbeitern fehlt es also. Was hilft's, wollte man sich mitten in den Weinberg stellen und dabei nichts arbeiten? Die heutige Parabel sagt uns, daß es eben nicht an Leuten fehlte; denn zu jeder Stunde, bei jedem Ausgange traf der Weinbergsherr deren viele an; aber müssige Leute waren es, keine arbeitenden.

Mit denen, die arbeiten wollen, wird unterhandelt wegen des Lohnes, diese werden gedungen. Gehet auch ihr in meinen Weinberg! Hören wir diesen Ruf, der ein Ruf des einladenden und belohnenden Vaters ist? Haben wir ihn in unserem ganzen Leben jedesmal gehört, oder aber häufig überhört? O! auf dem Markte des Lebens, in den Sorgen und Zerstreuungen der menschlichen Gesellschaft geht es in der Regel geräuschvoll her; man hört gerne auf die Marktschreier und Possenspieler, auf Leute, die zu Vergnügen und Kurzweil einladen. Das Auge will etwas Ergötzliches sehen, das Ohr etwas Unterhaltendes hören; alle Sinne wollen etwas genießen, und dringen in den schwachen Menschen, daß er doch verweile und seinen Müssiggang oder die Kurzweile noch obendrein mit einem Denare bezahle. Wie oft läßt er sich bethören und überreden. Statt sich durch Arbeit einen Denar zu verdienen, giebt er noch einen dahin um ein nichtswürdiges

Possenspiel. Nur den Arbeitern zahlt der Herr den Denar aus; aber diese müssen aushalten bis zum Abende, bis der Herr die Zahlung befiehlt. Kann es uns schwer halten, uns selbst, meine Christen! in dieser Parabel zu erkennen? O nein! alsbald finden wir die zwei Sätze heraus:

I. Der Christ muß arbeiten, wenn er den verheißenen Lohn empfangen will.

II. Er muß im Weinberge Christi und um Christi willen arbeiten.

I.

Es ist kein einziger Umstand in dieser schönen Parabel, der nicht Anwendung zuließe auf das Leben eines Christen; sie ist nur zu reich an Beziehungen, als daß wir sie allesammt in Einer Betrachtung erfassen könnten. Daher mag nur Einiges für heute ausgewählt werden. Vor Allem — was soll es denn mit jenen verschiedenen Stunden seyn, die der Herr zu seinem Ausgange wählt, um Arbeiter zu dingen? Warum muß der gute Hausvater noch ausgehen, warum mahnen, rufen, herbeiführen? Warum kommen die Arbeiter nicht von selbst, da sie doch schon die Aussicht auf Belohnung herbeilocken sollte? Warum geht er noch am späten Abend aus? Warum bekommen die spät Gerufenen eben so viel Lohn, als die früh Gerufenen? *)

Andächtige! Nicht wahr, das sind lauter Fragen, die uns schwer zu beantworten scheinen, und das Meiste, ja Alles scheint in der Willkür des Weinbergsherrn zu liegen.

---

*) Letztere Frage allein giebt Stoff zu einer eigenen Predigt.

Doch nein! Wohl liegt Manches in der Gnade, nicht in der Willkür dieses Herrn, das Meiste erklärt sich aber aus dem Benehmen der Arbeiter. Wie einfach ist das Ganze. Denken wir nur Christus als diesen Herrn, sein Gnadenreich auf Erden als diesen Weinberg, die ewige Seligkeit als diesen Denar, seine Christen als die Gedungenen, die menschliche Lebenszeit als den Arbeitstag, die verschiedenen Lebensalter als die verschiedenen Tagesstunden, endlich die Welt als den Arbeitsort — so haben wir den Schlüssel zur Erklärung, zur Lösung dieses Räthsels.

Wir Alle sind in der wahren Kirche Christi, also in seinem eigenthümlichen Weinberge, geboren; gleich in der Taufe bestimmte er uns für seinen Weinberg, schon in der Wiege erging an uns sein Ruf, nachdem wir in der Taufe dem Teufel, seinen Werken und seiner Hoffart abgeschworen haben. Dieß war gleichsam die erste Stunde. Aber da war es noch nicht völlig Tag in unserem Leben, es war erst Dämmerung. Der Tag brach an, als wir gut und bös zu unterscheiden anfingen, und leider! auch anfingen zu sündigen, wenn auch nur im Geringen. Da erging wieder sein Ruf, der Ruf zum heiligen Sakramente der Buße, es war der zweite Ruf — in der dritten Stunde, den wir auch schon verstanden. Macht es uns nicht noch jetzt Freude, wenn wir uns noch erinnern können, wie besorgt, wie kindlich fromm wir zum erstenmale zum heiligen Sakramente der Versöhnung gingen? Jetzt öffnete sich unser Sinn den göttlichen Lehren unseres Heilandes, jetzt trank das Ohr gleichsam die Milch des Evangeliums, jetzt schaute das Auge zum himmlischen Vater empor, dieser begleitete uns auf allen unseren kindlichen Gängen, und war überall bei uns, weil wir bei ihm waren. Jetzt lebten

wir im Paradiese der Unschuld — und erwarteten schon den im heiligen Altarssakramente zum erstenmale uns besuchenden Heiland. Bis hieher konnten wir noch nichts schaffen und arbeiten für Gott und Gottes Ehre, unsere einzige Arbeit war ein Wandel in Unschuld und Gehorsam gegen Eltern und Lehrer. Es war nur die Vorbereitungsstunde, in der wir zur Arbeit für Christus erstarken sollten.

Es nahen die Jünglingsjahre — der dritte Ruf — in der sechsten Stunde. Eine gefährliche Zeit, die Stunde der üppig erwachenden Leidenschaften, der Sinnlichkeit mit allen ihren verführerischen Gefährtinnen! Wir waren nun allbereits gedungen in den Weinberg; wir sollten kämpfen gegen die Reize von innen und gegen die Reize von außen; wir sollten für unseren Glauben streiten in der Kraft des heiligen Geistes, der uns in der heiligen Firmung war verliehen worden. Wir sollten Gehorsam üben zuerst gegen Gottes Gebot, dann gegen die Gebote der Vorgesetzten; wir sollten einen Lebensstand ergreifen, regelmäßige Menschen und gottgefällige Bürger der Erde werden; wir sollten das Eine Nothwendige, Religion und Tugend lernen, dem lieben Gott genau seinen Dienst entrichten; mit einem Worte, wir sollten unsere Religion üben lernen, um sie später, in was immer für einem Stande, die Unsrigen zu lehren und ihnen christlich vorzustehen. Sieh da! schon beim dritten Rufe wollten wir nicht recht hören, nicht unermüdet Hand an's Werk legen; ja in gar manchen Zeiten waren wir müssig und immer wieder mußte der Herr mahnen: Fahret fort und arbeitet! Wie viele Verantwortungen durch Ungehorsam, durch zeitraubende und Sitten gefährdende Vergnügungen, durch böse Gesellschaften, durch Leichtsinn in Betreibung des Geschäfts des Heiles

häufen sich schon jetzt in dieser sechsten Stunde. Viele arbeiten in dieser Stunde wenig, Andere stehen als eigentliche Müssiggänger auf dem Markte, oder sind Verschwender und Wollüstlinge!

Daher ergeht der vierte Ruf — im männlichen Alter, das so manche Veränderungen mit sich gebracht hat, z. B. Veränderung des Standes, oder Standeswahl, reifere Einsicht, größere Kraft, neue Verbindungen, aber auch neue Sorgen für sich und Andere. Nun wird gewiß gearbeitet werden? Allerdings bringen jetzt Manche wieder ein, was sie früher versäumten, mit der Reife der Jahre haben sie wirklich auch Reife der Einsicht erlangt, sie leben für ihren Beruf und Stand, machen beide Gott zum angenehmen Opfer, betrachten sie als den Weg zur Seligkeit, fürchten Gott und dienen ihm mit ihrem ganzen Hause, dessen Vorsteher und Väter sie geworden sind. Aber ach! Nicht Alle benützen so diese Lebensstunde. Vielmehr wachsen bei Vielen die Folgen ihrer früheren Versäumnisse jetzt schrecklich an, sie werfen sich mehr und mehr in den Sumpf der Liederlichkeit, sie werden reifer an Jahren, aber auch reifer im Laster und reifer zum ewigen Verderben, ergeben sich den Lüsten des Fleisches, dem Trunke und Spiele, werden je älter, desto gottvergessener, stecken wie eine Pest Alles um sich her an, selbst ihre eigenen Kinder. Sie haben da noch nichts für Gott, für ihre Pflicht, für ihre Mitmenschen geleistet, wohl aber Alles dawider gethan. Da ertönt der fünfte Ruf, ernster und drohender, als alle früheren: Kommt doch in meinen Weinberg; für Müssiggänger und Taugenichtse habe ich keinen Lohn! Eine große Gnade ist's, daß der Herr so lange zugesehen, daß er sie noch einmal gerufen hat; gewiß eine große Gnade,

die auch dem Unwürdigen noch zum Lohne, zur Seligkeit verhelfen will! Doch noch eine größere wird erfordert, wenn ihr Sinn jetzt noch erweicht werden soll, daß sie wenigstens am Ende noch eilig an's Werk, an die Arbeit gehen. Es wäre hohe Zeit; die Haare haben sich bereits gefärbt, der Müssiggang hat schlaff und stumpf gemacht, die Jahre haben sich gegen Abend geneigt, die Mittagslinie ist schon bedeutend überschritten; es muß mit doppelter und dreifacher Anstrengung gearbeitet, gebethet, gelitten und gestritten werden. Allein, leider! woher die Kraft nehmen? woher den Muth? Noch nichts gethan für Gott und Seligkeit, so viele Schulden in der Vergangenheit! Gewiß keine Ermunterung für den Schuldigen, so spät erst Hand anzulegen, aber doch das einzige Rettungsmittel. Hier sieht der Träge, der Gleichgültige erst, wie übel es ist, seine Besserung auf's Alter aufzuschieben. Der Mensch wird alt, die Sünde wird mit ihm alt, und will ihn nicht mehr verlassen; und der Mensch will sie nicht verlassen. Jung gewohnt, alt gethan. Wohl dem Menschen, wenn er noch jetzt in sich geht, wenn er das gegebene böse Beispiel noch in dieser Stunde widerruft und einigermassen verbessert, so gut er nämlich kann; wohl ihm, wenn ihn der göttliche Gnadenstrahl noch durchdringt, wenn er in dieser späten Stunde noch ein Arbeiter des Herrn wird! Aber wie Wenige erreichen eine solche außerordentliche Gnade!

Auch jener ist in größter Gefahr, des Lohnes verlustig zu werden, der zwar nicht gegen Gott war, aber auch nicht für Gott. Wer nicht für mich ist, sagt Christus, der ist wider mich; wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet. Wie sollte jener mit Christus sammeln, der seine Mannsjahre und selbst noch sein höheres Alter bloß mit seinen irdischen

Angelegenheiten und Sorgen dahingebracht hat? Wie groß ist die Anzahl solcher Menschen! Man kann ihnen in ihrem Verhalten zwar nichts auffallend Unsittliches zur Last legen, keine Pflichtverletzungen, keine Ausschweifungen, keine Verachtung der christlichen Gebote. Vielmehr erschienen sie regelmäßig beim Gottesdienste, verrichteten Gebeth und Andacht, hielten Ordnung in ihrem Hause, und doch gehören sie zu denen, die nicht im Weinberge des Herrn arbeiteten. Will man auch wissen, warum? Sie arbeiteten und lebten nur für das irdische Interesse, sie lebten nur für die Menschen, für Freunde, Anverwandte, für ihre Ehre, für Vermehrung der Bequemlichkeit des Lebens und des Vermögens. Ihren Kindern ein Ansehnliches zu hinterlassen, etwas zu vermögen, zu gelten, eine gute Einrichtung zu haben, das war das Ziel ihres Strebens: ihr Herz, ihre Sorge waren nie bei Gott, sie waren daher auch nicht in seinem Weinberge.

Noch einmal, wer sollte es denken? noch einmal geht deßhalb der Herr aus, um wo möglich auch die greisen Sünder oder die grauen Müssiggänger zu dingen und zu gewinnen? Es ist die eilfte Stunde, und gleich darauf schlägt die letzte, die allerletzte, die nicht mehr für die Arbeit ist! Es ist möglich, daß auch im höchsten Alter noch Mancher sich dingen läßt. Das Alter steht am Rande des Grabes, und fühlt also den stärksten Drang, an die Ewigkeit zu denken, also auch noch etwas für dieselbe zu thun. Es ist möglich, wie die Bekehrung auf dem Todbette möglich ist. Doch welches Glück, wenn dieser Treffer kömmt! Wie selten ist dieses! Wie viel steht im Wege? Das Alter geht gerne die gewohnten Wege, weicht ungerne einen Schritt davon ab; das Alter

ist schwach und blödsinnig, und glaubt den rechten Weg zu haben, wenn es auch irre geht. Das Alter ist auch nicht mehr die Zeit der Arbeit, sondern der Ruhe, der Gebrechen und Schmerzen; es geht sehr hart an ein neues und noch dazu beschwerliches Unternehmen, und hat die Kraft nicht mehr, es durchzusetzen. Es hat mit seiner körperlichen Schwachheit zu thun. Geist und Sinne schwinden zusehends; es hört kaum den Ruf mehr: Was steht ihr hier den ganzen Tag müssig? Kommt doch noch in der letzten Stunde in meinen Weinberg! Und — ist denn noch ein Augenblick da, wovon es sagen kann: er ist mein? Plötzlich kann die Uhr die letzte Tagesstunde ausschlagen, dann ist die Arbeit geschlossen, den Arbeitern wird ihr Denar; denen, die nicht gearbeitet, ist ewige Armuth Lohn.

Die Wenigsten erreichen die eilfte Stunde. Warum also das Wichtigste und Nothwendigste auf's Ungewisse hinausschieben? In jedem Alter muß der Christ für Gott arbeiten, der heutige Tag ist noch sein, der morgige ist nicht mehr in seiner Gewalt. In jeder Lebenszeit hat der Christ auch genug zu arbeiten, ja die Pflichten mehren sich mit den Jahren. In frühern Jahren mußte er nur für sich, in den spätern auch für Andere sorgen. Arbeitet er in seinem Berufe nicht für Gott und seine ewige Bestimmung: so arbeitet er für den Teufel, oder für Niemand. Das erste ist ein schrecklicher, das letztere ein trostloser Gedanke! Es ist also Thorheit, die letzten Lebensjahre erst, oder die eilfte Stunde für den Himmel, die andern aber für die Welt oder für das Laster arbeiten wollen. Manche fühlen es wohl, daß ihre Absichten nicht edel, daß ihre Arbeit kein Werk, kein Sparpfenning für die Ewigkeit ist. Aber es geht ihnen wie allen faulen Arbeitern, die

immerdar sprechen: Morgen, morgen, nur nicht heute! Dieß Morgen träumen sie sich dann, wann sie nicht mehr so viel Sorgen für Vermögen, für zeitlichen Erwerb, für Kinder und Angehörige haben werden; dann, wann die Hitze ihrer Begierden sich werde gelegt haben; dann, wann sie ruhig die Hände in den Schooß werden legen können! Aber wann kömmt dieses Morgen? Ach! es fällt gar gerne in die letzte oder Todes-Stunde, wo Niemand mehr wirken kann. Wachet und bethet, damit ihr nicht in Versuchung fallet.

Schon die alten Heiden erkannten im schwachen Lichte der Vernunft, daß nur Mühe und Schweiß der Sterblichen den Göttern ihre Gaben entlockten; einer aus ihnen sagt: Nichts wird ohne große Mühe den Sterblichen zu Theil. Der Apostel vergleicht den Christen mit einem Soldaten, dem Feinde gegenüber. Läßt dieser einen Augenblick verstreichen, ohne zu wachen und zu arbeiten? Jedes Versehen, jede Nachlässigkeit könnte ihn um den Sieg bringen, dessen Gedanke ihn zu unglaublichen Beschwerden und Wagestücken antreibt. Er vergleicht ihn mit einem Wettkämpfer, der sich Alles versagt, allen Entbehrungen und Abhärtungen seinen Leib unterwirft, um ihn tüchtig für den Sieg zu machen.

Wer ist auch je mit Nichtsthun etwas Großes geworden in der Welt; nur die Größe vor Gott sollte so leicht erlangt werden können? Je köstlicher ein Gut, desto höher ist der Preis. Wo ist je eine Tugend im Müssiggang erzeugt worden, vielmehr wird der Müssiggang von den Alten das sanfte Bett des Teufels genannt. Der Müssiggang ist der kürzeste Weg zum Laster; ein arbeitsloser und böser Mensch — ist fast Eins und dasselbe. Ein

müssiger und ein keuscher Mensch ist ein Unding und das größte Wunder. Wo keine Arbeitsamkeit, da ist auch keine Tugend. Die Arbeit ist die Arche der Tugend, das Grab der bösen Lust. Die Arbeit hat dem Himmel ihre Heiligen, der Erde ihre Wohlthäter, den Menschen ihre Freunde und Helfer gegeben. Die Arbeit hat einen Ambrosius, einen Augustinus, einen Athanasius, einen Chrysostomus, kurz alle Lichter und Säulen der Kirche gebildet. Wo ist in der Welt ein großer Künstler, ein großer Gelehrter, der nicht durch rastloses Arbeiten zu seiner Stärke und zu seinem Ruhme gelangt wäre? Und die höchste Kunst, die höchste Wissenschaft, ein tugendhaftes Leben, und die Kenntniß der Religion sollte keine Mühe und Arbeit machen?

Wie schmal ist noch dazu die Zeit der Arbeit uns vorgemessen! Die Stunden, wie schnell sind sie weg? Wir zählen, wir achten sie nicht, und diese Stunden machen doch Tage, Monate und Jahre! Es gilt hier der Spruch: Jetzt oder niemals. Ergreifen wir die Stunden nicht schnelle, so sind sie uns schon für immer entwischt. Wo wir noch an die Jugend denken, sind Alter und Krankheit schon über dem Haupte. Nicht wahr? Das Schwere und Trübe eines Trankes setzt sich im Geschirre ganz unten auf dem Boden an, das Gute bleibt oben; so sind auch von unsern Lebenstagen die ersten die besten; je weiter unser Leben abwärts geht, desto mehr Hefe läßt es zurück. Treten wir daher auf den ersten Ruf in den Weinberg zur Arbeit für die Sache Gottes und für unsere eigene! Des Morgens wollen wir unsern Samen säen, und am Abende unsere Hände nicht eher sinken lassen, bis unser Herr sagt: Es ist genug! Hier ist der Denar, den ich

euch verheißen habe! — Wo und wie muß der Christ arbeiten?

II.

Beständig arbeiten und geschäftig seyn, heißt nicht immer mit rechter Absicht die rechte Arbeit thun. Gar Manche arbeiten vom Morgen bis in die späte Nacht hinein, arbeiten in jedem Lebensalter, und können doch keinen Anspruch auf die Belohnung machen. Der Werth ihrer Arbeit und Sorge bleibt auf dieser Welt; denn ihre Arbeit war nur für die Welt. Hier gränzen wahre christliche Tugend und Eigennutz, ächte religiöse Beweggründe und scheinbare sehr nahe zusammen. So verwandt sie scheinen, so weit liegen sie auseinander. Die nämliche Arbeit kann des himmlischen Lohnes würdig oder auch unwürdig seyn, je nachdem die Absicht und das Ziel recht oder unrecht war. Wer nur in seinem eigenen Garten arbeitet, nur für sich lebt und strebt oder Böses erträgt, der ist kein Arbeiter um Christi willen und kein Arbeiter im Weinberge Christi, kann sonach auch nicht den Denar der ewigen Belohnung erhalten. Manchmal ist es Eigensinn, manchmal Zorn und Eigendünkel, oder die Sucht, Aufsehen zu erregen, was den Menschen antreibt, mit seinem Gute freigebig zu seyn oder sich gar desselben zu entäußern, Beschwerden auf sich zu nehmen und Vieles zu ertragen. Christus sagt: Verlaß Alles, und folge mir! Das Erstere thun Mehrere, aber werden sie sich einen Gotteslohn dadurch erwerben, wenn sie nicht auch das Zweite erfüllen, d. i. Christo folgen? Das thaten auch heidnische Weltweisen, daß sie das Ihrige verließen; aber sie thaten es nicht um Christi willen, sie folgten ihm nicht nach.

Unser Leben quält sich ab in so vielen unnützen Anstrengungen, in vielen Schmerzen, in Furcht, Angst und Angelegenheiten, die fast jeden Tag an unserer Thüre anklopfen und mit Ungestüm eingelassen seyn wollen. Der sorgenvolle, mit dem Aufbaue seines irdischen Glückes beschäftigte Mensch — gleicht er nicht der webenden Spinne? Bald will er die Früchte seiner Arbeit genießen, bald Uebel von sich abwehren, bald unternimmt er Mühe- und Gefahrvolles, und ach! es kömmt ihm nicht bei, daß er ein Spinnengewebe sich webt. Mühsam fängt die Spinne ihr Gewebe an, lauft oft hin und wieder, dreht sich oft im Kreise herum, zehrt aus sich selbst, während sie jenes vielfädige Rädchen verfertigt. Sie giebt ihr eigen Eingeweide her, um jenes windige Zelthäuschen künstlich zu vollenden, um es in der Höhe aufzuhängen, anzuheften und zu befestigen! Hängt nun dieses leichte Knäuel angeheftet, so wird es durch einen einzigen Besenstrich auf einmal zerstört; die arme Spinne findet entweder ihren Tod in ihrem eigenen Gewebe, oder sie wird herabgezogen und mit dem Fuße zertreten. So hat das unvorsichtige Thierchen sich selbst ihr Todtentuch gesponnen, oder einen Strick zum Morden. Wie die Spinnen, so erschöpfen sich gar manche Menschen in unzähligen Anstrengungen, um in die Höhe zu kommen, um den Genuß der Lüste sich in Ueberfluß zu bereiten, um Schätze zu sammeln und zu vermehren. Sie opfern Gesundheit, Mühe, Schweiß und Lebenskraft; und wenn sie Alles gethan haben, so haben sie dann ein Spinnengewebe, um Mücken darin zu fangen; ja nicht selten sterben sie in ihrem eigenen Werke. Sie hofften glückliche Tage, und finden verhängnißvolle; ein Grab wird's, was sie für einen Palast hielten. So entschlüpfen unsere Jahre

größtentheils in Sorgen, ähnlich denen der Spinne; wir sorgen und nehmen uns nur immer Vieles vor, und doch können wir nur Weniges ausführen. Wie unglücklich sind wir, wenn wir nicht das Geringfügige unserer Leistungen, unserer Arbeiten und Leiden auf Gott bezogen und für den Himmel eingesetzt haben. Um diesen Lohn müssen wir mit dem Weinbergsherrn eins werden, sonst ist alle unsere Arbeit fruchtlos, weil wir sie nicht im Weinberge Christi verrichtet haben! Nur diese Arbeit giebt einen sicheren Lohn am Abende; alles Andere schlägt fehl. Weder mit dem Tode noch mit der Hölle können wir einen Bund schließen oder uns abfinden durch andere Arbeiten. Jener rafft uns dahin, diese verschlingt den, der seinen Denar nicht aufweisen kann.

Also nicht wie die Arbeiter der Welt darf der Christ arbeiten. Die Welt und das Böse haben auch ihre Arbeiter, und versprechen ihnen einen glänzenden Lohn. Sie versprechen aber nur Hinfälliges und Schnödes, und doch dient man ihnen mit feurigem Eifer; Christus verspricht Dauerndes und das Höchste, und doch erschlaffen die Herzen der Menschen. Einen erbärmlichen Gewinn sucht man mit Hast, um eine einzige Münze streitet und schlägt man sich auf eine schändliche Weise, um eine elende Verheißung müht man sich Tag und Nacht ab. Wer ist aber so eifrig und tapfer für den Himmel? Wer leidet so gerne nur eine Unannehmlichkeit um seinetwillen, wie man Nachtwachen und Müdigkeit erträgt bei Spiel und Tanz? Wo wacht man so munter für Christus, für den Himmel, für den Lohn der Ewigkeit? Nur wo der Glaube lebt, da faßt der Mensch die Verheißung des Himmels und die Drohung der Hölle. Der heilige Bernardus giebt jedem Christen die schöne

Lehre: Bedenke nur immer, woher du gekommen, und erröthe; bedenke, wo du bist, und seufze; bedenke, wohin du gehest, und zittere. Wo diese Lehre lebt, da wird die Arbeit um Christi willen erwünscht, leicht und angenehm seyn.

Weil der Herr unsere Schwäche kannte, so kam er ihr zu Hülfe mit der Verheißung eines Lohnes. Wie eine begeisternde Musik den in's Schlachtfeld Schreitenden Muth und Herz einhaucht, so flößt der Herr mit einer Art von belebender Musik seinen Arbeitern Muth ein, durch den Denar, den er ihnen nach vollendeter Arbeit auszahlt. Er weiß, daß unser Wille und Vorsatz ist wie das unvermögende Wollen eines Kranken; er richtet sich bisweilen vom Bette auf, will gehen, aber er fällt zurück in das Lager. So geht es uns bei unseren besten Vorsätzen. Unsere Vorsätze sind rasch, unser Wille ist gut, unsere Entschließungen sind die besten, aber es fehlt ihnen nichts als die Ausführung. Durch den verheißenen Denar giebt er uns gleichsam schnelle Füße und kräftige Arme zur Arbeit. Von dieser zöge uns sonst stets die alte Gewohnheit und der Reiz des Bösen zurück. Großes, Schweres, Heiliges nimmt sich oft der Mensch vor, er erkennt und lobt die Tugend, aber unmächtig sinkt er alsbald wieder in das geliebte Lager seiner Sündengewohnheit.

Sehen wir nicht auf den Anfänger und Vollender unseres Heils und auf den Denar der Seligkeit: dann senken sich stets mitten im Weinberge die trägen oder ermatteten Hände, und immer wieder kehren wir das Gesicht rückwärts vom Pfluge. Der Aufblick zu Christus, der bei vorgesetzter Freude das Kreuz wählte, die Aussicht auf den Denar der Seligkeit kann allein unsere Hände rege zur Arbeit erhalten. Sehen wir doch den Beweis vor

unseren Augen. Jene Leute, die der Herr in den Weinberg rief, standen müssig auf dem Markte, liebten das Nichtsthun, und wären von selbst wohl nie an die Arbeit gegangen. Was thut der Herr, um sie zu gewinnen? Er sagt nicht bloß: Warum steht ihr da müssig? er sagt auch dazu: Kommet in meinen Weinberg; was recht ist, will ich euch geben. Folgen auch wir ihm in den Weinberg; er selbst ging ja auch für uns in den Oelberg; er that es umsonst, uns ist ein Lohn verheißen! Was er zum Lohne giebt, ist nichts Geringeres als der Himmel, ein ewiges Anschauen unseres Gottes von Angesicht zu Angesicht. Amen.

Sonntag Sexagesimä.

(1837.)

Der Same ist das Wort Gottes. Luk. 8, 11.

Gleich Eingangs bemerke ich in unserem Evangelium einige Worte, die mich theils zur Freude, theils zur Traurigkeit stimmen. „Als viel Volks beisammen war, und man aus den Städten zu ihm eilte, sprach er in Gleichnissen.“ Wen sollte es nicht freuen, eine Menge Volks versammelt zu sehen, das sich nach dem Brode des Wortes Gottes sehnt, wie der müde Wanderer am Abende nach Speise und einem erquickenden Tranke? Die Sehnsucht nach dem Worte Jesu führte dieß Volk zusammen, und diese Sehnsucht beflügelte seine Schritte; denn es ist von

Eilenden die Rede. Noch etwas ist erfreulich: sie eilten aus den Städten; sie verließen also das Gewirre des Alltagslebens, sie vergaßen die irdischen Sorgen, das Jagen nach Gewinn, das Genießen, die Schauspiele, die zur Erde drückende Tagesarbeit. Sie gehen aus der Stadt, sie suchen die freie Luft, die dumpfere Stadtluft fliehend, wo das Gemüth von böser Gelegenheit und düstern Leidenschaften beengt wird. Sie gehen in's Freie, um sich frei zu machen am Geiste, um mit der gesunden Luft die gesunde Lehre des besten Lehrers einzuathmen. Sie wählen das Freie, um Platz genug zu haben, sich gedrängt um Jesus sammeln zu können! Und welcher Ort ist passender für die Parabel vom Samen und dem Erdreich, als das freie Feld?

O welch' eine freudige Gesellschaft von Schülern! Welch' freundliche Schule! den Lehrer in der Mitte, hängen alle an seinem Munde! Und dieser Anblick sollte auch etwas Trauriges haben? Das Traurige daran ist der Umstand, daß wir diesen Anblick so selten mehr genießen. Viel Volks, eilig zulaufend der göttlichen Lehre Jesu, sich entwindend dem Getümmel eines sinnlichen eitlen Lebens — das ist heute ein seltenes Schauspiel. Es ist anders geworden; man geht dem Säemanne nach, der Unkraut säet, denn

I. Ueberall und immer säet der Feind seinen Samen; doch getrost!

II. Ueberall und immer säet auch Gott den seinigen.

I.

Gott streut den Samen seines mächtigen Wortes aus, und was will er dabei anders, als daß dieser Same auf-

gehen soll in unseren Herzen und Früchte trage. Welche Früchte? Wer möchte sie alle aufzählen diese Früchte? Diese Früchte sind eben so vielfach und unzählig, als die Einflüsse des göttlichen heiligen Geistes auf unser Herz. Das Wort Gottes ist für den Gesunden und Kranken, für den Gerechten und Sünder, für den Unschuldigen und Büßenden. Es ist das Heilmittel für alle unsere Seelen-Wunden. Es ist der Lehrer der Unwissenden, es ist der Rath des Zweifelhaften, der Wegweiser des Irrenden. Wer will die Führungen, die Gnadenwirkungen, die Wunder alle herzählen, die Gott durch sein Wort bei Gläubigen und Ungläubigen von jeher gewirkt hat? Dieß Wort bekehrte im Munde Petri drei Tausende; wenige Worte erschütterten den Verfolgung schnaubenden Saulus, und nahmen ihm den Stachel des Blutdurstes; einige Zeilen von diesem Worte drangen dem mit sich selbst ringenden Augustinus in's innerste Mark, und entschieden seine Bekehrung, endeten seinen Wankelmuth. Es kehrt niemals leer zurück, es baut auf und reißt nieder: es baut das Haus der Frömmigkeit, der Ergebenheit, der Geduld, des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe bei den Guten und Empfänglichen, und reißt nieder die Mauer der Zwietracht und der Begierlichkeit bei dem sein Elend erkennenden Sünder; es ist ein zweischneidiges Schwert, das Herzen und Nieren durchdringt. Es legt den Samen der Liebe und Erkenntniß in unser Herz und läßt auf dem fruchtbaren Boden desselben einen neuen Menschen aufgehen, der nach Gott geschaffen ist.

Bewährt denn auch jetzt noch das göttliche Wort diese seine überwältigende Kraft, oder hat es davon verloren? Was göttlich ist, nimmt nicht ab, stockt nicht, geht nicht

aus; eine Abnahme, ein Stocken, ein Aufhören findet bloß beim Menschen statt, wenn er nämlich sein Geistesohr, seinen inneren Sinn und sein Gefühl von Gott abwendet. Nein! der göttliche Same ging nie aus, ward nie unfruchtbar, nie unwirksam. Woher mag es aber doch kommen, daß man Mühe hat, Früchte davon zu finden? Warum stehen die Aehren des guten Weizens so einzeln? warum wird man an vielen Strecken gar keine gewahr? Ach, der Feind säet beständig sein Unkraut, und dieses erstickt und verdrängt den guten Samen. Mit Betrübniß treten wir täglich in die Spuren dieses Feindes, der des Nachts, als die Leute schliefen, Unkraut unter den Weizen streute.

Doch Manche wollen die Spuren des Feindes nicht finden. Es ist daher nothwendig, diese ihnen vorzuzeigen. Ich führe sie zuerst in das elterliche Haus. Dieses sollte der erste Lehrstuhl des Wortes Gottes seyn. Der Heiland war der zärtlichste Kinderfreund; Eltern sollen seine Stelle vertreten. Mit der Muttermilch saugt der Säugling die guten und bösen Eindrücke von außen ein. Weil nun so früh schon das Unkraut gesäet und aufgenommen werden kann; ist's da nicht Blindheit, zu warten, bis das Ackerland mit Disteln und Dornen überzogen ist, und dann erst dem mit jedem Tage mehr heranreifenden Kinde von Gott zu sprechen? Nein! je früher, desto besser. Der Same, der seinen Keim nicht sogleich zeigt, ist er deßwegen schon verloren? Dem drei-, vier- oder fünfjährigen Kinde kömmt die Rede von seinem Erlöser und seiner Liebe nicht zu frühe. In diesen Jahren schon muß der Same gelegt werden, in den folgenden keimt er und strebt in die Luft empor. Von nun an wird das Kind zur Schule geschickt, und lernet allmälig verstehen, was er früher von seinen

Eltern gehört hat; es genießt den christlichen Unterricht, und empfängt die heiligen Sakramente der Buße, des Altars und der Firmung. In der Schule lernt es, im elterlichen Hause soll es das Gelernte unter den Augen der Eltern ausüben.

Ist's möglich, ist's glaublich, daß jetzt schon der Feind seinen Unkrautsamen säet? Wie zahlreich muß dieser werden, wenn er jetzt schon sein Wachsthum beginnt? Ja! er gewinnt jetzt schon Zeit zu seinem boshaften Beginnen. Welche Saumseligkeit hat doch die Eltern ergriffen, daß sie mit dem kindlichen Herzen sich nicht abgeben, daß sie den Unterricht stets weiter hinausschieben, daß sie die häufigen Gelegenheiten vorbeilassen, von Gott mit ihm zu reden? Eine Freude in der Familie oder ein Leid, die Nahrung und das Kleid, das dem Kinde gespendet wird, giebt ja den schönsten Stoff zur Belehrung, zur Hinweisung auf seinen gütigen Vater im Himmel. Warum dem Kinde das Beste und Höchste so lange vorenthalten, bis es durch manche Unart, durch kleinere Uebertretungen, durch öfteren Ungehorsam und Eigensinn schon einigermassen verwildert ist, und seine erste Zartheit verloren hat? Die Eltern schlafen, und der Feind säet alsbald Unkraut! Und wie viele Zeit gewinnt er noch später in reifen Jahren. Kinder sehen und hören oft nichts Gutes von den Eltern, sie sehen nichts als Haschen nach Gewinn und Glücksgütern, und sie lernen bald eben so thun. Sie hören nichts von den Alten, als harte Ausdrücke, Beleidigungen und Schimpfworte, Zank und Vorwürfe, und sie machen es nach. Eltern sind selber gleichgültig gegen die Sinnesart und das Benehmen der Kinder. Was sollen nun die Kinder von der Gewohnheit der Eltern abweichen? Eine Nachfrage

nach dem in Kirche und Schule Gehörten wird nicht angestellt, eine Rechenschaft wird nicht verlangt. Das sagt der jugendlichen Leichtfertigkeit und Ungebundenheit vortrefflich zu. Da hat der Feind Zeit genug, Unkraut unter den Weizen zu säen. Mögen Lehrer und andere Vorgesetzte der Jugend Alles aufbieten, durch Unterricht und Verweis die Entarteten zu bessern, es wird wenig fruchten; denn der Same kann nicht aufgehen. Freilich werden sie bei dem Ungehorsam, der Verschlimmerung, den Ausschweifungen der jungen Frevler fragen: Haben wir nicht guten Samen gesäet, woher denn das Unkraut? O! dieß hat der Feind gethan! Sollte man nicht besser sagen: Dieß haben die Eltern gethan! Die Eltern, die schliefen, und dem Feinde den Zugang gestatteten. Es schlafen die Wächter, die Beschützer des Hauses, wie könnte es vor Ueberfall der Diebe und Räuber gesichert seyn? Die Hausvorsteher schlafen, die Hausleute haben zu jeder Zeit freien Aus- und Eingang; sie sind ohne Aufsicht, sich selbst überlassen, die Thüre steht ihnen auch Nachts offen, um mit dem Dunkel der Nacht ihre finstern Werke zu bedecken. Da säet doch gewiß der Feind seinen Samen, keinen Augenblick versäumend. Die Hausvorsteher sind selbst stumme Hunde; da kann der Fremde, der Räuber der Unschuld herbeischleichen und nach Belieben seine Beute davonführen. Oder heißt das wachen, wenn nur hie und da eine schüchterne Mahnung gegeben wird, um nur den Schein zu haben, daß man seine Schuldigkeit thue? oder wenn nur hie und da die Worte fallen: Lasset doch ab, denn sonst stürzet ihr euch selber in's Unglück und verscherzet euer Glück? O! das heißt eben so viel als schlafen, wo ein Feind immerdar wacht, um Verderben zu säen!

Jene, welche die Spuren des Feindes nicht bemerken wollen, führe ich ferner auf Tanzböden, in Schauspielhäuser, in Schenken und an die Spieltische. Der Feind kennt wohl genau seine Oerter und Gelegenheiten, und benützt sie alle mit der ihm eigenen Schlauheit. Er benützt alle jene Unterhaltungen, die auf zweideutigen Scherz oder auf Reizung des Fleisches hinauslaufen, um seine Verführungsplane durchzusetzen. Wie viel Unkrautsamen verbreitet dieser Feind nur durch unzüchtige und gottlose Schriften? Wie viel tausend Opfer sind ihm dadurch allein zugefallen? Welche schmerzliche Wunden sind der Unschuld und Religion schon hiedurch geschlagen worden? Täglich geht dadurch eine Schaar von Jünglingen und Jungfrauen für Gott und Tugend verloren. Dort speit ein Bösewicht Lästerungen gegen Gott und Religion aus, dort ist ein Verzweifelter, der den Weg des Judas geht; dort ein Wollüstling, dem das Leben ein Irrsaal und Eckel geworden, weil er sich vom süßen Lustbecher bis zur Erschöpfung und zum Taumel vollgetrunken! Wer hat dieß gethan? der Feind hat es gethan. Dort erpreßt die Ausschweifung, das thierische Leben eines Sohnes den Eltern Thränen und Jammergeschrei; ach! sie weinen über seinen sittlichen Tod; er ist ihnen bitterer als der leibliche. Dort ist ein junger Mann mit greisenhaftem Aussehen vom Gipfel irdischen Wohlstandes bis an den Bettelstab herabgesunken, er ist sich und der ganzen Welt gram, lebensmüde und zu keinem ehrsamen Gewerbe fähig. Ach! die Verschwendung hat ihm den Kern des Vermögens und des Lebens zugleich abgenagt, und ihn mit eisernen Fesseln an die Armuth des Leibes und der Seele angeschmiedet. Der Feind hat diesen Giftsamen gesäet, als seine Eltern und Vorgesetzte schliefen.

Jene, welche trotz dem die Spuren des Feindes noch nicht erkennen wollen, führe ich in die leeren Gotteshäuser. Wo die Menschen leer von Gott, los vom Glauben sind, da muß auch Gottes Haus leer seyn. Denn in diesem sucht und findet man ihn. Seitdem man dem Gott des Trunkes und der Göttin der thierischen Lust wieder Tempel gebaut hat, strömt Alles diesen zu, und im Hause Gottes findet man sich einsam und langweilig. Das hat der Feind gethan, oder jene Menschen, die mit dem Feinde Bündniß geschlossen haben. Des Feindes Samen verdrängt den Samen des Wortes Gottes. Hat man je einen versunkenen Sinnenmenschen, oder einen sittenlosen Zweifler, oder einen Ungerechten gesehen, der dem Worte Gottes hold gewesen? Eine natürliche Feindschaft besteht zwischen beiden; das Wort Gottes verdammt die Werke des Bösen. Die drei Klassen von Menschen, die uns der Herr selbst im heutigen Evangelium vorführt, sind offenbar in der Welt, und machen bei weitem die größte Anzahl aus. Es sind die am Wege, die das Wort Gottes hören, darnach kömmt der Teufel, und nimmt es aus ihren Herzen, daß sie nicht glauben und selig werden; die auf steinigem Grunde, welche es ebenfalls hören und mit Freuden aufnehmen, die aber nicht wurzelnd zur Zeit der Versuchung abfallen; und das unter die Dornen Gefallene, das sind solche, die es hören, aber unter Sorgen, Reichthum und Wollüsten des Lebens es ersticken. So erklärt uns ja der Herr selbst, daß all dieß Unheil der Feind gesäet, und daß sein Same den göttlichen Samen nicht aufkommen läßt. Allerdings könnte man noch eine vierte Klasse von Menschen aufstellen, in welche jene gehören, die das Wort gar nicht hören; es ist aber nicht nöthig; denn ihr Loos kann

gewiß kein besseres seyn, als jenes dieser drei Klassen. Doch soll auch von dieser Klasse das Bezügliche im zweiten Theile vorkommen, der ganz besonders von dem Samen handelt, den der Herr säet.

II.

Die List und Bosheit des Feindes rastet nie, den Samen des Verderbens zu säen; aber auch die Liebe und Weisheit Gottes ruht nimmer, ihren Heilssamen in unsere Herzen zu streuen. Diese göttliche Liebe und Sorgfalt macht jede unserer Entschuldigungen zu Schanden, und straft uns Lügen, wenn wir Vorwände suchen, unsere Ungelehrigkeit, unseren Kaltsinn gegen den göttlichen Unterricht heuchlerisch zu beschönigen. Wo ist denn nur Ein Ort, Ein Alter, Ein Stand, Eine Lage in unserem Leben, wo wir mit Grund sagen könnten: daß wir den göttlichen Samen nicht aufnehmen können? In der Kindheit spricht Gott zu uns durch den Mund der Eltern und ein Fingerzeig gegen den Himmel läßt das Kind schon zum Himmelsvater aufblicken, und man sagt ihm: dieß gefällt, dieß mißfällt deinem himmlischen Vater. Ehe das Kind nur einige Worte stammeln kann, macht diese Zeichensprache schon mächtige Eindrücke auf seine Seele. Später erwacht unser Gewissen und wir lesen darin die Kennzeichen von Recht und Unrecht, von Gut und Bös. Noch später spricht Gott zu unserem Geiste durch sein geoffenbartes Wort; wir vernehmen es in Schule und Kirche. Bei reiferem Alter finden wir Gott in seinen Werken, sehen wir seine Vorsehung walten in unseren und anderer Menschen Schicksalen. Wir dürfen nur aufmerksam seyn, um bei jeder Gelegenheit zu lernen; wir brauchen nur zu schöpfen, die

Quelle ist da; und leiden wir Durst, bleiben wir unwissend, so können wir uns eben so wenig über den Mangel an Gelegenheit beklagen, wie der lechzende Wanderer an der Quelle, der zu träge wäre, sich niederzubeugen und zu schöpfen. Gott hat überall seinen Lehrstuhl aufgeschlagen, in uns und außer uns. Ueber den Acker des Landmanns läßt Gott seine Sonne scheinen, läßt Regen herabträufeln, aber auch Gefröst und Schnee zur Winterszeit über das Fruchtfeld kommen; Alles aber zur rechten Zeit und zur Erzeugung der Fruchtbarkeit. So macht er es auch mit unserem Gemüthe. Bald erwärmt er es mit dem Sonnenschein seines göttlichen Wortes, bald erleuchtet er es mit den Strahlen seiner Weisheit; bald sucht er es auch mit dem Gefröste der Trübsal, des Unglücks und der Trockenheit heim; Alles soll zu seiner Anregung und Befruchtung dienen. Sein göttlicher Sohn ist noch heute der ämsige Säemann, der seinen Samen zu säen nicht müde wird; und was will er? der Same soll aufgehen und Früchte bringen. Nur Eines verlangt er, nachdem er Alles gethan, nachdem er den Samen gestreut, nachdem er Sonnenschein und Regen gesendet hat. Dieß Eine ist: Wir sollen den Samen in einem wohlvorbereiteten Boden aufnehmen. Wie schön beschreibt der heilige Lukas die Bereitwilligkeit des Volks, den Samen des Wortes aufzunehmen! „Es geschah, daß viel Volks ihm zuströmte, um das Wort Gottes zu hören" u. s. w. Weder in Synagogen, noch in dem Tempel, noch in den Stadtmauern ließ sich der heilige Hunger dieses Volkes einschließen; es strömte hinaus in eine weite Ebene. Selbst die Wüsten scheuten sie nicht, wenn sie da seine Predigt hören konnten. Wir wohnen hart an den Tempeln, und mögen oft kaum

einen Schritt thun, um zu hören, und besser zu werden. O der Gleichgültigkeit! die vom Abfall und Laster nur Eine Stufe entfernt ist. O Gleichgültigkeit, du Tod des Glaubens und der Sitten! Es ist diese Gleichgültigkeit ein schleichendes Gift, das den sittlichen Tod nicht unter schreckbaren, auffallenden Zeichen herbeiführt, aber desto sicherer und gefährlicher und mit allgemeiner Auflösung wirkt. Sehen wir die verheerenden Folgen dieser Gleichgültigkeit nicht auch in andern Dingen? Sie ist der Keim der Auflösung in der Ehe, in dem Hauswesen, in einer Gemeinschaft. Laßt sich die Ehegatten einander nur einmal gleichgültig werden, und sie sind sich schon entfremdet, sie sind schon innerlich getrennt, das Band ist schon gelöst, wenn auch nicht äußerlich zerrissen. Denn durch die Gleichgültigkeit ist die Seele des ehelichen Bundes, die Liebe, ausgetrieben worden; was übrig bleibt, ist so zu sagen nur ein Leichnam. Das Hauswesen ist schon im Verfalle, wenn die Familienglieder gleichgültig werden für die Erhaltung und Vermehrung der Besitzthümer. Es ist nichts mehr da, was das Ganze zusammenhält, was schafft und belebt, es fehlen gleichsam die Hände und Füße. Ein Gemeinwesen ist schon in der Auflösung begriffen, wenn die Glieder kalt gegen ihre Interessen sind; wenn nicht Jedes derselben das gemeinschaftliche Gut wie das seinige liebt und hütet. Wenn das Hauptrad in einer Maschine unbrauchbar oder unthätig geworden ist, so ist die ganze Maschine unthätig und unnütze. Wenn die Vorsteher einer christlichen Familie im Christenthum lau geworden sind, so werden es auch die Untergebenen werden.

An der Aussaat des christlichen Wortes fehlt es in unseren Tagen wahrlich nicht, es fehlt nicht an Verkündern,

aber an Hörern. Hundert Entschuldigungen weiß man sich auf einmal zu machen, wenn es auf die Hörung des göttlichen Wortes ankömmt. Wäre es nur immer die Gemächlichkeit; diese könnte noch hie und da aufgeregt werden. Weit schlimmer ist jene unselige Scheu, in der man fürchtet, das Wort Gottes möge seine Kraft und seinen Segen über das Herz ausüben, möge es aufschrecken, möge das schlafende Gewissen erwecken, und so den Todes-Schlaf des Sünders stören!

Den Nichthörenden gleich zu achten oder häufig noch verdammlicher sind jene, die das Wort nicht mit Frucht und Aufmerksamkeit oder gar in schlimmer Absicht hören. Sie haben Ohren, aber keine Hände; sie hören, aber sie handeln nicht, und werden um kein Haar besser. Manche kommen, weil sie ihrer Neugierde nicht widerstehen können, Andere aus Zeitvertreib, Andere aus Gewohnheit. Einige, um aus den schönen Worten des Predigers sich einen Ohrenkitzel zu verschaffen, Andere um sich zu begegnen, um zu sehen, und gesehen zu werden, oder um zu schwätzen oder gar das Gesagte zu bespötteln. Heißt das sich Heil oder Fluch aus Gottes Wort bereiten? Eine Klasse ist wohl zu beachten, die in scheinbar guter Absicht kömmt, aber doch eine strafbare Meinung hat, jene nämlich, die das göttliche Wort nur als glänzendes Menschenwort anhört, die auf die Schönheit der Worte, auf die Künste der Wohlredenheit, auf den Wohlklang der Stimme hört. Diese machen das Wort Gottes zu einem unterhaltenden Schauspiele, und gehen weg, wie sie gekommen, ungerührt, unzerknirscht, unbekehrt: derlei Menschen tragen nichts davon, als eine größere Rechenschaft. Sie binden das Wort Gottes an menschliche Eitelkeit, das Außenwerk

versperrt ihnen den Eingang des Göttlichen in das Herz; das Evangelium kann ihnen nicht mehr seyn eine Kraft Gottes zum Heile, zur Umwandlung und Durchgährung des irdischen Menschen.

Ganz anders ist die Verfassung des Herzens bei wahrhaft heilsbegierigen Christen; sie kommen nicht, um angenehm unterhalten, nicht um gelehrter, sondern um besser zu werden. Sie bestehen nicht eigensinnig auf die Wahl eines einzigen Predigers, sondern sie hören alle ohne Unterschied, wenn sie nur Christum predigen. Sie beziehen nichts auf Andere, sondern in wahrer Demuth erkennen sie sich selbst schuldig und strafbar vor Gott. — Wie verwerflich sind die Verächter des göttlichen Wortes, wenn sie nur einen flüchtigen Blick auf das Beispiel der ersten Christen werfen. Welch' eine reiche Ernte hat bei diesen die göttliche Aussaat getragen! Sie hingen am Munde ihrer Lehrer, ihrer Bischöfe und Priester. Weil sie das Wort recht demüthig hörten, deßwegen ward es bei ihnen zum Werke; sie waren nicht so dünkelhaft auf ihre Vollkommenheit, wie ein guter Theil der heutigen Christen, deßwegen hatten sie die Gnade, es bis zum Gipfel christlicher Vollkommenheit zu bringen. Es beleidigte ihre Ohren nicht, wenn sie das Wort Gottes rügte, mahnte und strafte, wenn es von Buße und Besserung sprach. Eine Predigt ist ein Unding, ja eine Sünde gegen den heiligen Geist, die dem Menschen schmeichelt, seinen Stolz, seine Sinnenlust und Verdorbenheit mit Honig speist, und seine Laster liebkost, die also den armseligen, widerspenstigen Menschen noch mehr verblendet und verdirbt. Eine Buß- und Strafrede, keine Lobrede muß die göttliche Predigt seyn. Eine Predigt, die dem Menschen schmeichelt, ist ein Gift für

seine Seele; eine Predigt, die nicht heilsam verwundet, und der menschlichen Verdorbenheit nicht bis in's Mark dringt, ist ein süßes Gift als Medicin gereicht, die den Menschen dahinwelken und absterben macht, statt ihn zu heilen. Die körperliche Wunde wird vom Arzte geschnitten und schmerzhaft gemacht, damit sie heile. Auch die Seelenwunden müssen erst schmerzen, um geheilt werden zu können. Eine Predigt, die die Sünde wie ein Schooßkind wiegt, die sich scheut, den wunden Fleck zu berühren und den Menschen anzugreifen, ist der gewissenloseste Betrug, den man am Menschen begehen kann. Ihr überfeinen, verzärtelten Christen, die ihr nur immer ein Schlafpulver für eure sündhafte Seele haben, die ihr nichts von Buße und Besserung hören wollet, geht doch einmal in die Predigt, die Christus den Pharisäern hält; wie befindet sich hier das Gemüth, besonders wenn es sich bei manchem Punkte gestehen muß: das ist auf mich gesprochen! Höret die Predigt seines Vorläufers, ob sie die Ohren kitzelt, oder das Herz durchschneidet? Wie könnte der mit dem kamelhaarnen Kleide Angethane der Sünde schmeicheln! „Thut Buße und bringet würdige Früchte der Besserung!" ist der Inhalt seiner Feuerrede. Hat Petrus, der Felsenmann, anders gepredigt, als er die Felsenherzen der Juden und Heiden in einer halben Stunde erweichte? Von Christus heißt es im Evangelium: Er sprach, wie Einer, der Macht und Gewalt hat; sollten nun seine Diener, die in seinem Namen dasselbe Wort verkünden, die Sprache der gemeinen Alltäglichkeit sprechen? Das Wort Gottes hat eine Kraft in sich, die in das Herz der Hörenden und Aufnehmenden dringt. Aber sie müssen auch so hören, wie die von Johannes und Petrus Bekehrten. Sie müssen das Glaubenswort

hören als Gottes-, nicht als Menschen-Wort. Warum bekehrt dieß Wort bei uns so selten noch? Sicherlich nicht bloß deßwegen, weil das Schwert des Wortes nicht stets von einem Vorläufer Johannes oder von einem Petrus geführt wird; nein! häufig bringt's deßhalb keine Wirkung, weil es auf verrostete Herzen fällt, die keine Gottesstimme mehr darin hören. Die Herzen des vornehmen und verhärteten Theils der Juden ließen sich nicht durchglühen von dem göttlichen Feuer weder auf Christi noch auf Petri Lippen. Die sich die Ohren verschließen, werden es nicht aufnehmen, und wenn es ihnen ein Engel vom Himmel predigte; stets werden sie dem heiligen Geiste und seinen Wirkungen widerstreben.

Aber werden diejenigen Gehör bei Gott finden, die ihr Gehör seiner Wahrheit und seiner Mahnung verschließen? Wird ihnen das Wort des Glaubens gepredigt, und sie nehmen es nicht auf; so sind sie nicht zu entschuldigen, so viele Entschuldigungen sie immer vorbringen mögen. Nicht auf die Person dessen muß man sehen, der da spricht, sondern auf Gott, der zu sprechen befiehlt. Der heilige Augustinus sagt: „Was bin ich anders als der Korb des Säemanns? Nach seiner Güte hat er in mich dasjenige gelegt, was ich unter euch ausstreue. Sehet nicht auf die Tauglichkeit des Korbes, sondern auf die Reinheit des Samens, und auf die Macht des Säemanns." Der Christ findet überall etwas, was er lernen und sich zu Nutzen machen kann.

Das Beispiel aller heiligen, frommen und auserwählten Seelen ist eine Beschämung derer, die den göttlichen Unterricht verschmähen. Nichts gleicht ihrem Eifer, ihrem Verlangen nach dem Samen des Unterrichtes, den Gott

durch seine Diener ausstreuen läßt. Tag und Nacht lasen sie das göttliche Wort, und schöpften daraus Trost und Stärke in Verfolgung und Versuchung. Es war ihnen die tägliche Seelennahrung; und eine solche braucht der Mensch so gut als die körperliche Nahrung. Kein Wunder, wenn das ganze Erdreich der Seele sich mit Disteln und Dornen, d. h. mit Sünden und Lastern, überzieht, wenn dasselbe keinen edlen Samen erhält.

Gewiß muß es ein Zeichen unserer Verwerfung seyn, wenn wir das verwerfen, wodurch alle Auserwählten der Vorzeit ihr Heil suchten. Gewiß ist es ein Zeichen der Auserwählung, zu den Füßen des Herrn sitzen, mit Maria Magdalena das Wort Gottes hören, und sich nicht trennen lassen weder durch die häuslichen Geschäfte, noch durch die Klage einer Martha, oder andere Einwendungen. Aber das Hören muß auch heilen. So spricht David: „In meinem Herzen bewahre ich deine Worte, damit ich nicht sündige gegen dich.“ Mit einem guten Erdreich werden diejenigen verglichen, die mit einem guten, mit dem besten Herzen hören, das Wort behalten, und Frucht bringen in Geduld (Luk. 8, 15.). Das Wort nicht behalten ist fast eben so viel, als es nicht hören. Was nützte es dem Maler, wenn er mit köstlichen Farben und mit dem größtem Fleiße Meisterstücke malte, sie aber wieder mit dem Schwamme verwischte? Es ist eine Schande für den Christen, hören, und bald Alles wieder vergessen, und das Wort nicht zum Werke werden lassen. „Selig seyd ihr,“ spricht der heilige Johannes, „wenn ihr dieß wisset, und darnach handelt“ (Joh. 13, 17.). Das Wissen hat noch Niemand in den Himmel gebracht, sondern das Handeln.

Das göttliche Wort ist ein Schatz für die Zeit der

Noth. Wie die Ameise ihren Lebensvorrath zur Sommerzeit auf den Winter sammelt, so nimmt der Christ das Wort Gottes in ruhigen Zeiten auf, um sich in stürmischen damit zu stärken.

Es ist von Gott so eingerichtet, daß Einer den Andern lehre, Einer dem Andern sich unterwerfe. Wer will David die Weisheit absprechen, da er den Geist Gottes zum Lehrmeister hatte? Wohl wußte er, daß Ehebruch und Todtschlag verboten seyen: und doch that er erst Buße, als er den Propheten Nathan hörte. Christus predigte dem Saulus von den Wolken herab, und doch schickte er ihn zu Ananias in den Unterricht. Dem Kornelius verkündigte ein Engel, daß sein Gebeth und Almosen Gott gefalle, und doch wies er ihm Petrus zum Lehrmeister an. Dem Schatzmeister der Königin von Candace ward, als er den Propheten Isaias las, nicht ein Engel, sondern Philippus als Erklärer beigegeben. Christus selbst, die ewige Weisheit, sitzt mitten unter den Lehrern, und fragt dieselben. Dieß ist der geistige Haushalt, die Ordnung Gottes selbst, daß er Menschen durch Menschen belehren läßt. Auf diese Ordnung mögen alle jene überspannte Geister Bedacht nehmen, die da den gewöhnlichen Weg verschmähen, und immerfort auf übernatürliche Eingebungen harren. Gott weiß Ausnahmen zu machen, und unmittelbar zu uns zu reden; aber weil dieß Ausnahme ist, darum ist es selten und außerordentlich.

Wer wollte auf die tausend Einwendungen antworten, welche die Verächter des göttlichen Wortes stets in Bereitschaft haben. Sie sind schon alle widerlegt in dem Worte Christi: Wer euch höret, höret mich; wer euch verachtet, verachtet mich. Eine der gewöhnlichsten Ein-

wendungen ist wohl diese: Was kann ich dabei gewinnen, wenn ich immer höre, was ich schon tausendmal gehört habe! Sehr viel, entgegne ich. Denn oft wissen wir etwas, und geben doch nicht darauf Acht. Nicht immer unterweist die Predigt, sondern sie regt auch an, weckt auf, prägt ein, und läßt das Nothwendige nicht entwischen. Vieles wissen wir, thun wir es deßhalb schon? Mancher weiß, daß man die Ehe rein und heilig halten soll, thut er es deßwegen? Man weiß, daß man Unbilden vergessen und verzeihen soll, und man thut es nicht; daß man den Zorn und den Neid unterdrücken soll, und man thut es nicht.

Oder man sagt umgekehrt: Man vergesse doch immer wieder das Gehörte! Ist dieß eine Entschuldigung, oder ist es nicht gerade der Beweis, daß man das Vergessene von Neuem hören müsse? Ein christlicher Weltweiser erholte sich einstmals Rath bei einem Abte, und klagte ihm, daß er die Lehren und Mahnungen des Heils immer schnell wieder vergesse. Der Abt sah eben zwei leere Gefäße dastehen. Er sprach zu seinem Mitbruder: Geh und spüle mir eines von diesen Gefäßen aus. Es geschah. Der Abt ließ beide Gefäße bringen; fragte dann den Fremden: Welches von diesen beiden Gefäßen scheint dir am reinsten? Jenes, antwortete er, das so eben ist gesäubert worden. So, sprach der Abt, ist es mit unserer Seele beschaffen; wer immerfort dem christlichen Unterrichte beiwohnt, wenn er auch nicht Alles so behält, daß er sich des Einzelnen erinnern könnte, wird doch an seiner Seele reiner seyn, als derjenige, der die Heilsmahnungen nicht hört, und nicht hören mag.

Ich schließe, um Alles kurz zu sagen, mit den Worten des Weisen: „Wer den Herrn fürchtet, der hört auf sein

Wort." Wollet ihr den Herrn fürchten, so vernehmet sein Wort. Gehet den Gelegenheiten nach, und benützet jene, die sich euch von selbst darbieten; weiset die Eurigen zum Hören und Vollbringen an; lernet für euer Leben, daß es besser und heiliger werde, daran könnt ihr erkennen, daß der Same des Wortes auf gutes Erdreich gefallen ist, wenn es in euch hundertfältige Früchte bringt! Amen.

Sonntag Quinquagesimä.

(1837.)

I.

Es war ihnen ein verborgenes Wort, und sie begriffen nicht, was er damit sagen wollte. Luk. 18, 34.

Jesus nimmt die Zwölfe bei Seite, zieht mit ihnen nach Jerusalem hinauf, und belehrt sie über seine Schicksale, über sein Leiden, seinen Tod und seine Auferstehung. Am Schlusse der Rede finden sich die merkwürdigen Worte: Sie verstanden nichts von allem dem. Wer sollte so etwas erwartet haben? Aber es ist wahr! Wahr wird diese Beobachtung leider! auch an vielen Christen noch heutzutage seyn, daß sie nichts von dem allem verstehen, und doch ist es bei uns nicht mehr eine Vorhersagung dieser wichtigen Ereignisse; denn sie sind bereits alle erfüllt; und wir lesen sie im Evangelium, wir wissen sie so gut, als

jene Dinge, die erst gestern vor unsern Augen sich zugetragen haben.

Es muß also noch etwas fehlen, es muß noch etwas hinzukommen, daß wir das Leiden, den Tod, die Auferstehung Christi, die wir geschichtlich kennen, auch verstehen. Denn außerdem gleichen wir Leuten, die Augen haben, und nicht sehen, die Ohren haben, und doch nicht vernehmen. Wir glichen Leuten, die zwar die Töne einer ihnen unbekannten Sprache hörten, aber doch nicht das Mindeste verständen. — Auch uns führt Jesus hinauf nach Jerusalem und sagt uns in trauter und gerührter Unterredung, was an ihm und mit ihm geschehen soll. Begleiten und hören wir ihn im Geiste. Es ist ein wichtiger Augenblick, in dem er zu uns redet. Er steht im Begriffe, seine Vorbereitungsanstalten zum großen, schweren Erlösungswerke zu treffen. Wenige Tage, und wir sehen ihn nicht mehr unter den Seinigen; er ist in der Wüste und fastet. Der Blinde am Wege erfleht noch eine Wohlthat von ihm. Gefragt vom göttlichen Menschenfreunde: Was willst du, daß ich dir thun soll? antwortete er: Herr, daß ich sehen möge. O möchte der Herr, ehe er in die Wüste geht, auch unsere Blindheit heilen, und unsere Seelenkrankheiten von uns nehmen! Der Heiland will dieses gerne uns gewähren, aber er will es uns nicht ohne uns thun; er schreibt uns nur einige Mittel vor, die wir gebrauchen sollen, um unsere Geistesblindheit zu verlieren. Und diese Mittel sind besonders

I. das Almosen,

II. das Fasten.

I.

Die vierzigtägige Fasten ist vor der Thüre; jene Zeit, die Christus selbst zur Vorbereitung auf das Wichtigste und Höchste verwendet hat. Sein Beispiel und Vorgang ist uns mehr als ein Wink, ist uns Befehl, sie gleichfalls für unser Wichtigstes und Höchstes zu verwenden. Unsere gefährlichsten Feinde, Habsucht und Fleischeslust, sollen angegriffen und überwunden werden; sie haben wieder lange genug ihre grausame Herrschaft über uns ausgeübt, und wir haben uns mit schwerer Schuld gegen Gott beladen. Wenige Tage werden wir im Jahre zählen können, wo wir ganz frei von diesen beiden Arten von Sünden geblieben sind; denn schon die Begierde ist ja Sünde. Unsere Seele lag öfter schwach und krank darnieder. Es kömmt die Zeit der göttlichen Geheimnisse, die österliche Gnadenzeit, näher heran, um uns zu heilen, zu stärken und zu erneuern.

Wer sich durch begangene Unordnungen eine körperliche Krankheit zugezogen, muß dafür büßen durch Entbehrung und genaue Unterwerfung unter die ärztlichen Vorschriften, so schwer sie auch fallen mögen. Der göttliche Arzt giebt den an der Seele Erkrankten und Verwundeten ebenfalls Vorschriften, die auf Entbehrung und Wegschaffung des Sündenstoffes abgesehen sind. Wer genesen will, muß sie anwenden. Unsere Seele hat das Jahr über wieder manchen Pesthauch der Sünde eingeathmet, sie hat sich vielfach wieder mit dem gefährlichen Sündenstaube überzogen, und hat sich elend und strafbar gemacht. Vom Geräusche und Toben der Leidenschaften ist sie schon lange wieder ganz betäubt, daß sie nicht mehr auf Gott und die

Stimme des Gewissens horcht. Lange genug ist der Geist wieder von der bleischweren Last des Fleisches niedergedrückt, und kann sich nicht mehr aufrichten zur Erkenntniß und Vollbringung des reinen, göttlichen Willens. Lange genug ist nun wieder für die Erde gesorgt, gearbeitet und geschwitzt worden, lange genug hat man des blutigen Angstschweißes Christi vergessen, und sich mit dem Freudenöle der Welt begossen, das noch an allen Gliedern schmutzig anklebt. Jetzt ruft — und es ist die höchste Zeit — jetzt ruft uns eine stille Zurückgezogenheit und heilige Verborgenheit aus dem verwirrenden Geräusche und Durcheinander — in die geheime Kammer des Herzens, um es zu durchsuchen und seine Krankheiten auszuforschen. Mit heiligem, göttlichem Ernste, ähnlich dem des Richters, ruft jetzt unser Erlöser: Auf! vom Bette der Trägheit und Lüsternheit in die Schule des Kreuzes und der Entbehrung; tödtet eure Glieder ab, und reiniget sie vom Sündenschmutze! Reißet das Unkraut aus, wenn ich den Samen der Buße und Versöhnung an Ostern darauf erblicken soll. Bestellet daher das Ackerfeld eures Herzens mit Gebeth, Almosen und Fasten. Ich rede heute nur von den beiden letzteren Stücken. Sie passen zwar allzeit in das Leben eines Christen; zu keiner Zeit aber besser, als in der vierzigtägigen Fastenzeit.

Jesus selbst ist unser Vorgänger. Es war das reichste Almosen, das er dem Blinden reichen konnte. Konnte er ihm etwas Angenehmeres geben, als das Augenlicht? Nachdem er ferner seinen Jüngern angezeigt hatte, was mit ihm geschehen werde, trat er sein Leiden mit Fasten an. Almosen und Fasten sollen denn auch uns in die österliche Gnadenzeit einführen.

1) Gieb Almosen, mein Christ! denn Gott hat dir

Alles gegeben, was du besitzest; und er hat es dir nicht allein gegeben, du bist den Bedürftigen schuldig, was du entbehren kannst. „Gut ist das Gebeth, aber mit Almosen" (Tob. 11, 8.). „Gebet, so wird euch gegeben werden; denn seliger ist geben als empfangen" (Luk. 6, 38.). Etwas Großes und Köstliches ist es um einen barmherzigen Mann, sagt der heilige Chrysostomus, und wer diese Eigenschaft nicht mehr hat, hat aufgehört, Mensch zu seyn. Dieß ist mehr, als Weisheit besitzen. Denn diese Eigenschaft hat der Mensch mit Gott gemein; sagt ja Christus: Seyd barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist. Lernen wir also barmherzig seyn, schon deßwegen, weil wir selber so sehr der Barmherzigkeit bedürfen, und nicht einmal einen Augenblick leben können, wo wir nicht Barmherzigkeit empfangen. — Wir geben es Christo, was wir den Armen geben. Vor aller Welt wird der Weltrichter das Urtheil aussprechen: Wahrlich, ich sage euch, was ihr dem Geringsten meiner Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan.

2) „Wer dem Armen schenkt, der leihet dem Herrn, und seine Wohlthat wird er ihm vergelten," spricht der weise Salomo (Sprüchw. 19.). Wer wohlthätig gegen den Armen ist, der leihet Christo das, was er jenem giebt. So ist also das Geschenk selbst der reichste Gewinn, den wir für die geringste Wohlthat erhalten können. Auch der frische Trunk Wasser ist davon nicht ausgenommen. Wie könnten die Vermögenden ihren Vorrath besser anlegen, als bei den Armen und Kranken. Wie oft verliert man Geld mit Kurzweil oder Glücksspielen; unter dreißigmal gewinnt man kaum einmal; und doch schonen Viele kein Geld, und setzen immer von Neuem ein, weil sie Gewinn

hoffen. Hier ist auch von dem geringsten Einsatze der Gewinn allzeit sicher und hundertfach. Warum sollten wir denn also nicht das Gewisse dem Ungewissen vorziehen? Arme haben wir allzeit unter uns; sie sind die Lieblinge Christi. Könnten wir ein sichereres Unterpfand haben, als das Wort Christi selbst? Wir leihen es Gott, was wir den Armen geben. Welche Aufmunterung zum Darleihen! Weil Gott unsere Habsucht, die stets nach Mehrerem trachtet, wohl kennt, darum erklärt er sich selbst als den Schuldner. Der Gläubiger verlangt eine Hypothek, ein Unterpfand oder einen Bürgen, und auf diese dreifache Versicherung hin stellt er sein Geld aus. Da nun Gott weiß, daß der Arme keines von den dreien Versicherungsmitteln leisten kann, so stellt er sich selbst als Bürgen ein, und giebt dem Darleiher eine Hypothek. Er sagt also gleichsam: Fürchte nichts, du leihest es ja mir dar. Und gewiß ist so nichts zu befürchten. Denn wie der heilige Petrus Chrysologus bemerkt, so ist bei der Welt Sitte, hundert zu empfangen und Eins als Zins zu geben; Gott empfängt Eins, und giebt hundert zurück. Gewiß wird derjenige Herr im Rückerstatten nicht hart seyn, der gegen alle seine Geschöpfe so willfährig im Geben ist.

Gott selbst also wird denen, die Almosen geben, gleichsam ein Schuldner anstatt der Armen. Wir wollen sehen, was daraus noch weiter für uns folgt, wir wollen die Folgerungen hören, die der heilige Chrysostomus daraus zieht. „Denen Gott am meisten schuldet, diese liebt er auch am meisten. Kein Reicher, der viele Schuldner hat, freuet sich so sehr, als Gott, wenn er viele Gläubiger hat. Denen er nichts schuldig ist, d. i. denen, die Andern nichts Gutes thun, diese flieht er; jenen hingegen, denen er

schuldet, springt er bei. Laßt uns daher Alles aufbieten, ihn uns zum Schuldner zu machen. Jetzt ist die Zeit zum Vorstrecken, jetzt die Zeit der Noth. Wenn du ihm jetzt nichts giebst, später, wenn du von hier gewandert bist, bedarf er deiner nicht; denn hienieden dürstet, hienieden hungert ihn. Giebst du ihm hier, so wird er dir gleichfalls hier schon geben. Denn wahrhaft ist seine Rede: Suchet das Reich Gottes, und alles dieß wird euch beigelegt werden."

3) Nach dem Ausspruche Pauli (Tim. 6, 10.) ist die Begierde die Wurzel aller Uebel. Wodurch kann diese Wurzel ausgerissen werden? Durch die Freigebigkeit. Wie können wir hoffen, unsere übrigen bösen Neigungen zu bemeistern, wenn wir eine der stärksten Neigungen, die Habsucht, nicht bezwingen? Wie will der sich zur Liebe Gottes aufschwingen, der ein liebloses, habsüchtiges Herz hat? Nach dem Jünger der Liebe kann der Unbarmherzige zu Gott unmöglich Liebe haben; denn er sagt in seinem ersten Briefe (3, 17.): „Wer Lebensgüter dieser Welt besitzt, und bei dem Anblick seines nothleidenden Bruders sein Herz ihm verschließt, wie kann Liebe zu Gott in ihm bleiben?" Es ist nicht möglich, Gott zu lieben, wenn man jene nicht liebt, die er unserer Liebe anempfiehlt.

Den ersten Schritt zur Buße machten so Viele mit den Werken der Nächstenliebe, den ersten Schritt zur Versöhnung mit Gott, zur Bezähmung ihrer aufrührerischen Leidenschaften thaten sehr Viele durch Uebung der Barmherzigkeit. Könnten wir in das Innere der göttlichen Haushaltung, in die Bekehrungsgeschichte mancher Menschen hineinschauen: wir würden da gar oft geschrieben lesen: Diese oder jene Wohlthat hat die göttliche Gnade dem

Wohlthäter erworben, reuig in sich zu gehen, und dem Seelentode zu entkommen. Wie oft schon mag das Gebeth eines Unterstützten die Gnade der Bekehrung eines Sünders zur Folge gehabt haben! Wenn Menschen schon ihren Mitmenschen für geleistete Dienste und Gutthaten erkenntlich sind; wie vielmehr wird Gott das mit gutem Herzen gespendete Almosen gnädig ansehen und belohnen? Auch heute noch hat die Aufforderung Christi, auch wenn man sie nicht gerade dem Buchstaben nach befolgt, d. h. wenn man sein Eigenthum auch nicht verkauft, seine Anwendung und Gültigkeit: „Verkauf, was du hast und gieb es den Armen; so wirst du einen Schatz im Himmel haben" (Matth. 19.). „Machet euch Beutel, die nicht veralten; einen Schatz, der im Himmel kein Ende nimmt, wo kein Dieb sich nahet, und keine Motte daran nagt" (Luk. 12.). Gewiß ist es ein Schatz für den Himmel, wenn wir durch Almosen von Gott die Gnade erhalten, unsern Sinn zu ändern, unsere Besserung zu beginnen, und, namentlich in der heiligen Fastenzeit, aufrichtige Buße zu wirken. Ein Almosen, womit wir den Himmel uns wieder versöhnen, ist gewiß ein Schatz für den Himmel. Der heilige Augustinus hat die Wirkung des Almosens ganz richtig begriffen und eben so anziehend ausgedrückt mit den Worten: „Merk auf, was der Gelddarleiher thut. Gewiß will er weniger geben, und mehr zurückerhalten. Das thu auch du. Gieb Kleines, und empfang Großes; gieb Zeitliches und empfang Ewiges. Gieb eine Münze, und empfang dafür ein Reich; gieb Irdisches, und empfang den Himmel."

Durch viele Beispiele aus der alten und neuen Zeit, aus dem Leben heiliger und frommer Diener Gottes, ließe sich's beweisen, daß das Almosen nicht arm, sondern reich

und selig macht; es bereichert uns nicht bloß mit irdischen Gütern, sondern auch mit himmlischen. Alle Freunde und Pfleger der Armen führen darüber nur Eine Stimme; ich gedenke hier nur eines Ambrosius, Augustinus, eines Karl Borromäus, eines Cäsar Baronius, eines Bellarminus, eines heiligen Martinus von Tours.

Die Güte eines Baumes, christliche Zuhörer! läßt sich am besten aus seinen Früchten erkennen. Die Vortrefflichkeit des Almosengebens lassen gewiß am sichersten dessen Früchte erkennen. Wir wollen nur die vorzüglichsten aufzählen:

1) Das Almosen tilgt die Sünden. Wir kennen die Weisheit des Tobias und Sirach, sie sprechen: „Almosen befreit von aller Sünde und vom Tode, und läßt die Seele nicht in die Finsterniß gehen" (Tob. 4.). „Wasser löschet brennendes Feuer, und Wohlthätigkeit versöhnet Sünden" (Ekkli. 3.). Wir kennen auch den Rath, den Daniel dem Könige Nabuchodonosor gab: „Kaufe deine Sünden los durch Almosen, und deine Schuld durch Barmherzigkeit gegen die Armen" (Dan. 4.). Das Almosen ist eine Arznei gegen jegliche Wunde der Seele. Ist es uns Ernst, den Zunder der Begierde auszulöschen und Gnade zu erlangen, so verschmähen wir dieses kräftige Mittel nicht, besonders in der heiligen Fastenzeit. Unser Fasten ist dann erst fruchtbar, wenn es die Mutter des Almosens wird. Was für eine edlere Frucht, was für eine reinere Absicht könnte unsere Entbehrung haben, als die Bereitwilligkeit, mit dem Ersparten Andern wohlzuthun?

2) Das Almosen ist gleichsam eine zweite Taufe, um uns zu reinigen von den Befleckungen irdischer Begehrungen. Folgen wir dem Rufe Christi: „Gebt Almosen,

so wird euch Alles rein werden." Im Taufquell werden wir nur einmal gebadet, hier im Almosen-Brunnen können wir uns tausendmal baden; und so oft wir es thun, wird der Wurm des bösen Gewissens ertödtet, vorausgesetzt, daß wir unsere Sünde bereuen und abschwören. Denn Almosen geben, und einen unbußfertigen Sinn behalten, würde dem Menschen nicht zum Heile verhelfen.

3) Das Almosen ist der zuverläßigste Fürsprecher beim Richterstuhle Christi. Auf diesen Richterstuhl müssen wir beständig hinblicken; denn nichts schreckt uns so sehr von der Sünde zurück. Den Richterstuhl dürfen wir nicht aus den Augen lassen, selbst dann nicht, wenn wir Christi Liebe und Barmherzigkeit mit heißem Danke anbethen; denn der jetzt gnädig ist, ist einst auch streng und gerecht in seinem Gerichte. Bethen wir ihn am Kreuze in tiefster Ehrfurcht an, so sey zugleich unser Auge auf den kommenden Richter gewendet, unser Geist vertiefe sich in jene Augenblicke des Richterdonners und fürchterlicher Gottesmacht, die den Bösen wie tausend Blitze treffen und niederschmettern werden. Wenn wir also während der Fastenzeit den in sein Leiden gehenden und mit dem Tode ringenden, so tief gebeugten Heiland anbethen, wenn wir zum Kreuze flüchten und nach Verzeihung seufzen: vergessen wir doch jene unausbleibliche Stunde nicht, wo der Gekreuzigte die Früchte seines Kreuzes an uns mustern und sammeln wird — vergessen wir des Gerichtes nicht, und besänftigen wir außer andern Werken auch durch Almosen den künftigen Richter. Während das bescheidene Almosen sich dem Armen nahet, sänftigt sich schon die Strenge des umgürteten Richters. So heißt es in den Sprüchwörtern (21. K.): „Eine geheime

Gabe beuget den Zorn, und ein Geschenk in den Schooß den heftigsten Grimm."

Der unbarmherzige Mensch ist der unfruchtbare Feigenbaum, welcher seines Herrn Hunger nicht stillt; ewiger Fluch ist sein Antheil. Höret euer Urtheil ihr Alle, die ihr solche unfruchtbare Bäume seyd! „Geht hinweg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer: denn ich hungerte und ihr gabt mir nichts zu essen."

4) Das Almosen ist das Gott wohlgefälligste Opfer. Daran erinnert der heilige Paulus mit der Warnung: „Vergesset nicht wohlthätig zu seyn und mitzutheilen; denn solche Opfer gefallen Gott wohl" (Hebr. 13.). Ein Herzens-Opfer des Christen ist das Almosen. Er braucht sich nicht nach Ochsen und Schafen umzusehen, um sie für das Schlachtmesser zu bestimmen oder als Brandopfer für das Feuer; er öffne nur seine Vorrathskammer, seine Tasche, seinen Kleiderschrank, nehme Brod, Geld oder ein Kleidungsstück heraus; er labe den Hungrigen, bedecke den Nackten, und theile mit dem Dürftigen sein Geld; so hat er schon geopfert. Er sey aber nicht spärlich bei seinem Opfer.

5) Das Almosen ist eine silberne Taube mit goldenen Flügeln. Eine Taube hatte Noe aus ihrem Behälter fliegen lassen; diese kehrte am Abende zurück mit einem grünen Oelzweige. Gegen den Abend unseres Hinscheidens, wo die Fluth der Schmerzen uns umgiebt, wird diese silberne Taube zurückkehren, und uns einen Oelzweig bringen, Vertrauen nämlich, Frieden, Freude und unsterblichen Ruhm; sie wird ihre goldenen Flügel ausbreiten, und den seligen Geist in den Himmel tragen. Auf diesen Flug des Almosens spielt der heilige Chrysostomus an, wenn er sagt:

„Beflügelt ist das Almosen und leicht, goldene Flügel hat es, und ergötzt selbst die Engel."

6) Das Almosen baut Zelte, die nie zusammenfallen. Auf dieser Welt ertönt ohne Rast der Ruf: Ziehet, ziehet fort! Die alte Stadt fällt ein, zieht aus ihr alten Bewohner. Ueberall steht Einer, der ruft (es ist der Tod): Fort, mein Freund! mach Platz einem Andern. Nirgends eine bleibende Stätte, außer im Himmel, wo uns das Almosen unverwüstliche Häuser baut. Dahin weist der Finger des Herrn: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, damit sie euch, wenn ihr hinscheidet, in die ewigen Wohnungen aufnehmen" (Luk. 16.).

7) Das Almosen heiligt das sonst unheilige Geld. Heilig ist das Geld, womit man die Unschuld der Jungfrauen rettet, und sie zur Verehelichung aussteuert, womit man den dürftigen Fremden nährt, womit man der Wittwe aufhilft, womit man Verunglückte aufrichtet. Fluchwürdig und fluchbringend ist das Geld, welches der Hoffart, der Wollust, dem Geize oder einem andern Laster zur Nahrung dient, das Recht und Gerechtigkeit umkehrt, und die Unschuld niederdrückt. Nur das sind wahre Schätze, die dem Armen ein Schatz der Hülfe und des Trostes werden.

So heilsam, so nützlich ist das Almosen; es macht Gott ähnlich, führt den Menschen heraus aus dem Irrgange seiner Leidenschaften, tilgt Sünden und erweicht das Menschenherz zur Buße. Damit es aber vollständig werde, was es seyn soll, gesellt es sich noch eine Gefährtin bei, ohne die es nicht seyn mag, eine Gefährtin, die ebenfalls dem Menschen Kraft und Muth giebt, die Wurzel des Bösen auszureißen, und diese Gefährtin ist das Fasten.

II.

Diese zwei Gefährtinnen passen ganz herrlich zu einander, sind gleichsam für einander geschaffen. Während die schon beschriebene sagt: Ich will hergeben von meiner Habe, was ich immer hergeben kann; so sagt die andere: Ich will mich selber hergeben, d. i. mein Gelüsten unter die Dienstbarkeit des Geistes bringen, damit Gottes Gesetz gehört und vollbracht werden kann.

Was nützte es dem Menschen, wenn er Alles, was sein ist, abgäbe, aber sich selbst, sein böses Begehren, seine Widerstrebsamkeit gegen den göttlichen Willen nicht abgeben wollte? Dem Fleische gelüstet unaufhörlich wider den Geist; dieß ist eine traurige Erfahrung, die ein Jeder täglich an sich selber machen muß. Sollte es keine Mittel geben, um der anfluthenden Begierlichkeit des Fleisches zu widerstehen? Gäbe es keine, o dann würden wir jeden Augenblick in ihren Strudel fortgerissen und könnten unserem Verderben nicht entrinnen! Die Gnade Gottes, könnte man da sogleich einfallen, besiegt alle Schwierigkeiten, alle Feinde unseres Heils. Ganz gewiß! Und das ist unser Trost und Muth. Aber sollen wir denn Alles dieser mächtigen, ja allmächtigen Gnade überlassen, und ihrem Wirken und Walten in träger Ruhe und Gemächlichkeit zusehen? Wenn dieß wäre, so hätten gewiß alle jene nachdrücklichen Mahnungen Christi und der Apostel, Buße zu thun und unser Heil in Furcht und Zittern zu wirken, ihre Bedeutung verloren. Allein, wie immer, so haben sie auch jetzt noch für uns ihre volle Kraft, ihren ganzen Ernst. Gottes Gnade fängt in uns das Gute an, setzt es fort, und vollendet es. Aber so viele Hindernisse findet diese

Gnade in und außer uns, daß wir Hände voll zu thun und zu arbeiten haben, ihr den Eingang zu verschaffen, und sie in uns wirken zu lassen. Was wir in dieser Hinsicht immer wirken, und was wir wirken können, das ist es, was man unsere Mitwirkung nennt; und diese verlangt Gott mit Recht von uns.

Wo und wann wir aber zum Guten mitwirken wollen, da wirkt immer etwas in uns mit aller Macht entgegen, und dieses etwas ist unser Fleisch. Jene Mittel anwenden, die uns das Evangelium, das Beispiel Christi und seiner Bekenner vorschreibt, das Fleisch mit seinen bösen Begehrungen zu zügeln, unseren Geist fähig und geneigt zu machen, den Geist Gottes zu vernehmen und ihm zu folgen — das ist dasjenige, was die Kirche mit dem Worte „Fasten" versteht und erzielt.

Fasten ist daher etwas Großes, Bedeutendes und Nothwendiges, und es heißt nichts anderes, als den einzig möglichen Weg einschlagen, der zu Gott und zum Heile führt. Wo ist je einer ein Freund Gottes gewesen, der ein Freund oder besser, ein Sklave seines Fleisches gewesen wäre? Dieß verträgt sich so wenig mit einander, als Wasser und Feuer.

Fasten heißt dem Körper Alles entziehen, was den Menschen in das Joch der Sünde schmiedet, und ihn von Gott und seinem heiligen Willen abzieht. Fasten ist daher ein schweres Werk, ein Werk großer Geistesstärke; denn es soll ja der Körper ganz dem Geiste unterworfen werden. Fasten erstreckt sich daher auf den ganzen Körper, auf alle seine sündhaften Triebe, auf alle Sinne und Verrichtungen dieses Trägers und Behälters der Seele. Fasten heißt deßwegen nicht allein, dem Magen eine Sperre

anlegen, und die Eßluft beschränken. Dieß ist vielmehr nur ein Mittel zum letzten Zwecke, und dieser ist: die Versuchungen zum Bösen und das Böse selbst zu überwinden.

Starke Nahrung, worunter die Fleischspeisen gehören, starke Getränke und weichliche Pflege unseres Körpers sind Versuchungen und der Zunder zum Bösen, zur Lust und zur Ueppigkeit, sind also die Feinde unserer Seele, sind das Grab der Tugend. Christus verlangt einen ihm ähnlichen, enthaltsamen, gehorsamen Sinn, unser Leib verlangt das Gegentheil. Wie könnten wir nun Christo folgen, wenn wir es mit seinem Widersacher hielten? Wie kann der vor Feuersgefahr sicher seyn, der die Kohlen nicht entfernt von brennbaren Stoffen?

Der ganze Mensch muß fasten, d. h. sich enthalten, sich entfernen von dem Zunder der Sünde. In der vorösterlichen Zeit sollen wir uns mit dem Kreuze Christi befreunden, sollen zu demselben flüchten, sollen unter Bußthränen, die wir mit den unschuldigen Leidensthränen Christi vermischen, Verzeihung unserer Sünden, Abwaschung unserer Beflecknungen, Frieden und Versöhnung mit Gott uns verschaffen. Wir sollen den Leidens- und Todesgang Christi mitgehen, unser Kreuz auf uns nehmen. Wie ist das möglich, wenn wir das Fleisch über uns herrschen lassen, das ein Feind des Kreuzes ist?

Der ganze Mensch muß fasten, alle Sinne müssen das Gift der Sünde von sich geben. Die Augen, welche die Reizung der Begierlichkeit angezogen und in die Seele eingelassen haben; die Ohren, welche taub waren gegen das göttliche Wort, dagegen stets offen der Verläumdung und dem unsauberen Gespräche; die Hände, die sich zu

Werkzeugen der Ungerechtigkeit, der Verletzung des Nächsten, und der Unlauterkeit haben gebrauchen lassen; die Füße, welche die Schnellläufer zum Trunke, zum Spiele, und zu den fleischlichen Ausschweifungen waren; die Zunge, die Gift aushauchte gegen den guten Namen des Mitbruders, die Zank und Zorn, Hader, Haß und Feindschaft säete, und die den Namen Gottes mißbrauchte oder gar lästerte! der Mund, der dem Magen zur Unmäßigkeit half, also ein feiler Diener zum Fraß und zur Schlemmerei war, sonach auch zu allen Sünden, die daraus entspringen. Und was soll man dir anmuthen, unsterbliche Seele! du ungetreue, du von Gott abgefallene! Wie oft spornest du alle Sinne an, dir Nahrung zuzuführen zu deinen bösen Gedanken, Worten und Werken; gierig hast du auf neue Gelegenheit und Zufuhr gewartet, und die Sünde wie Wasser getrunken! Auch du mußt fasten, mußt entbehren, mit Christo in die Wüste gehen, deine Lieblinge, die Sündengewohnheiten, verlassen, Jesu Leiden betrachten, dich in dein Inneres zurückziehen, und auf würdigen Empfang der österlichen Beicht und Kommunion dich vorbereiten. Nicht bloß deine Hände und Füße sollen Ostern halten, nicht bloß dein Mund soll Christum aufnehmen; dich will er zur Wohnung haben. Aber zuvor mußt du dem alten Menschen sterben, dich in Christi Wunden begraben, sonst kannst du nicht mit ihm auferstehen und leben.

Willst du deine Wüste endlich verlassen, so geh mit Christo in die Wüste, vernimm sein Wort von seiner Gefangennehmung, Geißlung, Verurtheilung und von seinem Tode; folge seinem Beispiele, bethe, faste und wache, damit dich die alte Sündenschlange nicht sogar in der heiligen Zeit

überfalle, wo du ihren Nachstellungen durch die Gnade Christi für immer entgehen solltest.

Fasten können und sollen selbst diejenigen, welche das Kirchengebot, ihres Alters wegen, vom körperlichen Fasten freispricht. Jeder, der zum Sündigen reif genug ist, ist auch reif zum Fasten im Geiste, d. h. zur heiligen Zurückgezogenheit, zur Wachsamkeit über sich selbst, zur Selbstüberwindung, zum Abstehen von den bisherigen Sünden-Wegen und Werken. Denn diesen Zweck zu erreichen, dazu ist ja das körperliche Fasten nur als Mittel vorgeschrieben. Diese Faste des Geistes und der Selbstbeherrschung liegt auch den jungen Leuten unter 21 Jahren ob. Jünglinge, euch liegt ob, euer Fleisch zu bändigen, welches in euren Jahren gerade am ausgelassensten ist, weil da das Blut am heißesten kocht. Gerade in eurem Alter muß man rufen: Entzieh dem Pferde den Haber, oder es wirft den Reiter. Mit Fasten müßt auch ihr euren Feind entwaffnen. Hieronymus giebt der Jugend die Lehre: „Nicht das Feuer des Aetna, noch ein vulkanisches Land, noch der Olympus erglüht in so großer Hitze, wie das Mark der Jugend, vom Weine erhitzt und von Speisen entzündet."

Sehen wir auf den Widerwillen, den eine Unzahl von Christen heutigs Tags gegen das Fasten hat, auf die Verächtlichkeit, womit sie das Kirchengebot des Fastens behandeln: so dringen sich uns zweierlei Gedanken auf: Erstens, entweder kennen die Verächter nicht die hohe Bedeutung und das Ziel der Faste; und das ist bei Vielen der Fall: oder sie sind so sehr dem Genusse verfallen, so sehr Sklaven ihrer Sinnlichkeit, ihres Gaumens und Magens, daß sie ein Gebot verachten und verhöhnen, welches

sie zu schwach sind zu erfüllen. Beide Klassen legen eben kein schönes Zeugniß von sich selber ab; und es ist schwer zu entscheiden, was schmählicher sey, so unwissend in religiösen Dingen oder so unfrei, so hingegeben an die Sinnen-Herrschaft zu seyn! Wenn man so schwach ist, daß man seinem Fleische nicht einige Male das Fleisch der Thiere versagen oder seinem Magen nur eine einmalige Ersättigung gebieten kann, wie wird man seinen Leidenschaften gebieten und den stürmischen Begierden Stillschweigen auflegen können? Die sich nicht einmal im Geringsten beherrschen können, werden diese Herr über sich selbst werden können? Wer seinen Körper nicht bändigen kann, wird der seinen Geist bändigen können? Die das Fasten verachten, zeigen sonach klar, daß sie seine Kraft nicht kennen, und zugleich, daß sie nicht im Geringsten Herr über sich selber sind. Und gerade deßwegen bedürfen diese am meisten dieses Mittels, um sich in der Selbstbeherrschung zu üben, und ihre Früchte kennen zu lernen.

Manche lassen ihre Verachtung und zugleich ihren Unverstand, dadurch aus, daß sie sagen: Wer kann mir über den Magen gebieten? darüber bin ich Herr! Sie merken nicht, wie sie sich widersprechen durch ihr eigen Wort. Sie wollen Herr über den Magen seyn, und gerade dadurch, daß sie ihn nicht bemeistern können, zeigen sie augenfällig, daß sie nicht Herr über diesen größeren, gebieterischen Herrn sind, dem sie nicht befehlen, sondern dienen.

Es wäre gewiß thöricht, wenn man gegen einen Schatten sich auflehnen wollte. Ein Schatten aber ist allerdings das heutige Fasten gegen das der ersten Christen, gegen das der Heiligen, gegen das Fastengebot selbst im

alten Bunde. Unser heutiges Fasten ist geringfügig gegen das frühere sowohl in Anbetracht der Dauer, als der Strenge. Wenige Tage im Jahre sich von Fleischspeisen enthalten, und an wenigen Tagen des Jahrs sich während der zweiten Mahlzeit sagen: Sättige dich nicht vollkommen! das heißt gewiß nichts Großes thun; das ist gewiß kein hinlänglicher Ersatz für unsere Unmäßigkeit, Gelüste und Unordnungen, das wird kaum hinreichen, die verlorne Gesundheit der Seele, die gestörte Ordnung unseres Wollens und Begehrens vollkommen herzustellen. Thun wir ja für die Herstellung unserer körperlichen Gesundheit mehr. Auf Vorschrift des Arztes halten die Kranken die strengste Diät oder Mäßigkeit; denn es ist ausgemacht, daß in gar vielen Fällen der Krankheitsstoff nicht sowohl durch die Arzneimittel, als durch strenge Enthaltsamkeit von Speis und Trank aus dem Körper entfernt wird. Diese ärztliche Diät befolgen nun selbst diejenigen, die sich gegen das kirchliche Fastengebot auflehnen; ja sie befolgen sie oft ängstlich, um nur wieder zu ihrer Gesundheit zu kommen und den Körper in Ordnung zu bringen. Für ihren Leib also legen sie sich diese Selbstbeherrschung auf, für ihre Seele aber wollen sie gar nichts ertragen, um sie wieder in Ordnung zu bringen, und darin die unordentlichen Begierden zu ersticken! Ist das nicht ein arger Widerspruch, eine schändliche Selbsttäuschung? Befolgten sie das Fastengebot nur ihres Körpers wegen, um ihn frisch und heiter, das Blut in leichtem, fröhlichem Umlaufe zu erhalten; so hätten sie ja schon tausendfältigen Gewinn; denn der beste Arzt, der immer am sichersten kurirt oder Krankheiten vorbeugt, ist die Mäßigkeit, die ein gesundes, leichtes Blut macht, den Menschen zu seinen Geschäften kräftig und aufgelegt erhält.

Derjenige aber sorgt schlecht für seine Gesundheit und Heiterkeit, der bei jedem Mahle sich voll sättigt, und mit ganz befriedigter Eßlust vom Tisch aufsteht.

Warum heut zu Tage das Fastengebot von den Vorstehern der Kirche ermäßigt und so sehr gemildert wird, davon liegt der erste Grund wohl in dem erkalteten Eifer der Gläubigen und in der auf's Höchste gestiegenen Sinnlichkeit, die sich keine Schranken mehr setzen lassen will. Es werden wohl auch andere Ursachen angegeben, als da sind: Preis der Nahrungsmittel, Schwierigkeit und Spärlichkeit des Verdienstes, harte Arbeit und Zeitverhältnisse, beschränkte Erwerbsquellen u. s. w. Aber ist denn, recht betrachtet, unter diesen und ähnlichen Ursachen eine einzige, welche der Eifer der Gläubigen und ihr guter Wille nicht überwältigen könnte? Und von Theurung der Lebensmittel in unsern Tagen sprechen, das hieße gewiß, den schwärzesten Undank gegen die göttliche Freigebigkeit keck aussprechen. Die Sache recht genommen, und frei ausgesprochen, läßt uns die nächste Ursache leider! in der Herzenshärte und Lauheit der Christen erblicken. Die Kirche sieht sich beiläufig in derselben mißlichen Lage, wie einst Moses unter dem Volke Israel. Er gab nach, und ließ den Scheidebrief zu, gedrungen von der Herzenshärte des Volks. Das Fasten ist gemildert, um die Uebertretungen desselben zu mindern, und so selbst den Lauen den Anlaß zur Sünde zu benehmen; nicht aber deßwegen, als hätte diese durch das göttliche Gesetz, durch das Beispiel Christi und der Apostel und aller tapferen Bekenner Jesu geheiligte Uebung etwas von ihren heilsamen Wirkungen und Einflüssen auf das Leben des Christen, auf seine Sinnesänderung und Bußtaufe verloren, oder als wenn sie in unserer Zeit

überflüssig geworden wäre. Nein, was Christus selbst durch Wort und Beispiel uns gebietet, was seine Kirche uns auferlegt, das muß ein bewährtes Tugendmittel seyn, und wird zu keiner Zeit seine Kraft und Bestimmung verlieren.

Was that man schon im alten Testamente, wenn eine Noth, eine Gefahr, eine Krankheit drohte? wenn der gerechte Himmel eine Strafe für die Uebertretungen des Volkes angekündigt hatte? Nicht wahr, man kam zusammen, that Buße, bethete und fastete, stellte Feste und Lustbarkeiten ein, und zog sich in die feste Burg der Zerknirschung und der Entbehrung zurück? Das thaten die Niniviten, das thaten die Israeliten bei tausend Anlässen. Solche Anlässe sollten bei uns in gegenwärtigen Tagen nicht vorhanden seyn? O! ich glaube, wenn irgend jemals, so sind sie jetzt vorhanden. Wo viel mit der Sinnlichkeit und Ueppigkeit tagtäglich gesündigt wird, da muß auch ernstlich gebüßt werden. Man halte nun das Maß der körperlichen Wollüste gegen das Maß der Büßungen. Welches Mißverhältniß! Eine furchtbare Krankheit war im Anzuge, sie hat uns bisher verschont, ist auf göttlichen Befehl vor uns vorübergegangen. Sollten wir die heilige Fastenzeit nicht als die Zeit der Buße betrachten, um auch diese göttliche Strafruthe von uns ferner noch abzuwenden?

Eilig schritten die bedrohten Niniviten zum Gebeth und Fasten. Hören wir die Einladung durch den Propheten Joel: „Weihet ein Fasten," ruft er, „ruft eine Festversammlung aus, versammelt das Volk, berufet Greise, versammelt Kinder und Säuglinge an den Brüsten! Der Bräutigam gehe aus seiner Kammer, und die Braut aus ihrem Gemach!" (Joel 2, 15 ff.)

Man hat oft mancherlei irrige Begriffe vom Fasten, und gar oft auch keine ächten Früchte. Der heilige Augustinus lehrt uns die rechte Weise, wenn er sagt: „Soll das Fasten eine Arznei werden, so müssen wir das, was wir durch Fasten uns entziehen, den Armen zuwenden. Sollte sich gar Jemand einfallen lassen, kostspielige Tafeln und ausgesuchte Speisen für die Fasttage zu bereiten; gewiß er würde den Ueberfluß nur gewechselt, aber sich denselben nicht entzogen haben. Nichts würde es nützen, wollte man den ganzen Tag hindurch fasten, aber des Abends mit kitzelnden und überfließenden Speisen den Leib anfüllen und den Geist betäuben. Alsbald schläft der beschwerte Geist, und der befeuchtete Boden unseres Körpers läßt die Dornen der Lust aufsprossen." — Jeder Abbruch an Bequemlichkeit, an Ruhe und Schlaf ist Fasten, und gehört wesentlich dazu; denn es soll Entbehrung seyn, und Entbehrung muß man empfinden. Heißt das Fasten, bis Morgens 9 oder 10 Uhr schlafen, dann sich ankleiden, sich zu zerstreuenden Besuchen anschicken, sich auf die Tagsunterhaltung besinnen, und dann von der Tischglocke sich rufen lassen? Dieß hieße mit dem Fasten ein Gespötte treiben! Ein anderes zeigt uns der König David, von dem das zweite Buch der Könige meldet (12. Kap.): David flehte zu Gott um des Knaben willen, und fastete, und ging hinein und lag die Nacht auf der Erde.

Mit Körper und Geist laßt uns eintreten in die vierzigtägige Fasten; sie ist geheiligt durch den alten Bund, durch das Fasten des Moses und Elias, und im neuen Bunde durch das Fasten Christi und der Apostel. Fasten wir aber nicht nach Pharisäerweise, die das Herz nicht bessert, sondern verschlechtert. Die Früchte des Fastens

müssen wir an uns sehen, es sind folgende: Erhaltung der Gesundheit um unseres Berufes willen, Lust und Liebe zu unseren Berufsarbeiten, Bezähmung des Fleisches, Sieg über die Versuchungen Satans, Erheiterung und Verklärung unserer äußeren und inneren Sinne, Austilgung der Schuld, aufrichtige Buße, würdige Kommunion. Mit der äußern Enthaltung muß die innere gleichen Schritt halten. Was frommt es, kein Fleisch essen, aber mit der Zunge den Mitbruder zerfleischen! Vergebens ist die äußere Entsagung, wenn wir unserem Inneren das Böse nicht versagen. Wir wollen in dieser heiligen Zeit Barmherzigkeit erhalten, wir werden sie erlangen, wenn wir sie selbst gegen Andere üben. Durch aufrichtige Erniedrigung öffnet die Fasten uns die Triumphpforte der Auferstehung, damit es in unseren Herzen wahrhaft Ostern werden möge! Amen.

Anrede am Sonntag Quinquagesimä

(vor der Verkündigung der bischöfl. Fastenverordnung).

(1838.)

II.

Sehet! wir reisen nun nach Jerusalem hinauf.
Luk. 18, 31.

Christus geht heute mit seinen Jüngern hinauf gen Jerusalem, und den Weg dahin macht er zu einer Schule des Unterrichtes. Er erklärt ihnen, was nächstens in diesem Jerusalem an ihm geschehen werde, und wie die Schriften der Propheten durch sein Leiden und seinen Tod würden erfüllt werden. Allein sie verstanden nichts von alle dem. Es war ihnen ein verborgenes Wort. Das war leicht erklärlich. Sie hatten die nöthige Vorbereitung zum Verständnisse nicht, es fehlte noch an Einsicht und Gelehrigkeit.

Auch wir Christen werden von Christus wieder auf einen Weg geführt, den nur Wenige gerne gehen, die Meisten dagegen verabscheuen. Denn dieser Weg geht bergaufwärts, und man muß es sich allerdings beim Steigen etwas warm und sauer werden lassen. Aber es lohnt sich auch der Mühe, es geht hinauf zum himmlischen Jerusalem. Dieses liegt oben auf dem Berge. Fasten und Bethen ist die Stärkung bei der beschwerlichen Reise dahin.

Christus wählte diese Mittel, um die Erlösung zu vollbringen, die Christen wählen sie, um der Erlösungsfrüchte theilhaftig zu werden. Wachet und bethet, ist der ununterbrochene Ruf der Kirche, den sie jetzt wieder mit verdoppelter Stimme erhebt. Ohne Fußsalbe, sagt sie ihren Gläubigen, werdet ihr den Berg nicht ersteigen. Diese Fußsalbe ist Fasten und Bethen. Ohne diese Mittel werdet ihr weder den Oelberg noch den Kalvarienberg erklimmen; ohne sie werdet ihr weder das Leiden, noch den Tod, noch die Auferstehung Christi verstehen, viel weniger Nutzen daraus schöpfen.

Die Fasten kömmt. Wie hart fällt dieses Wort wieder auf die Herzen der Christen, die doch dazu verbunden sind durch das Beispiel Christi und das Gebot der Kirche. Die Fastenzeit scheint Vielen die traurigste Zeit, und sie ist es auch gewissermaßen, wenn wir auf die Stille, auf das Aufhören rauschender Vergnügungen, auf die Farbe der Kirche hinblicken. Blicken wir aber auf den Zweck des Fastens, auf die Geheimnisse, von denen diese Zeit der Vorläufer ist, und auf die Umwandlung unseres Geistes: so ist sie in der That eher die Zeit der inneren stillen Freude, des herrlichsten Seelengenusses, der Weihe des Geistes, der Hoffnung und der sittlichen Auferstehung. Diese Zeit sammelt uns wieder aus dem Lärmen und Treiben eines zerstreuten Lebens, macht uns wieder mit uns selber und dem Einen Nothwendigen bekannt, lehrt uns wieder an die Geheimnisse unserer Religion dankbar denken, unsere Sünden erkennen und bereuen, und unserem christlichen Berufe uns weihen. Die vierzigtägige Fasten ist also ein wahrer Feiertag für unsere Seele. Fasten, sich selber bezähmen, sich selber erforschen, Christi Leiden betrachten,

das Gewissen reinigen — das sind gleichsam die Speisen, die uns an diesem Seelenfeiertage vorgesetzt werden. Warum sind diese aber so Vielen zuwider? Aus keinem andern Grunde, als weil sie die Würze, die Kraft und die Heilung dieser Seelenspeisen nicht kennen, und den Zweck des Fastens nicht begreifen wollen. Die schlechten Begriffe vom Fasten sind auch häufig die Ursachen, die Vielen die Fastenzeit verleiden und wirkungslos machen.

Unter diejenigen, welche der Fastenzeit abhold sind, und das Gebot nicht erfüllen, sind zu rechnen:

1) Alle, die das Fasten bloß für ein äußerliches, nutz- und zweckloses Werk ansehen. Und ist nicht ihre Anzahl Legion? Nicht was zum Mund eingeht, verunreinigt den Menschen, sagen solche, sondern was zum Munde ausgeht aus dem Herzen. Wenn man seine Schuldigkeit thut und nach den Vorschriften seiner Religion lebt, sich vor Sünde und Laster hütet: so hat man ja genug gethan; und Fasten ist dann eine unnütze Selbstplage. Zudem kann man wohl fasten, aber dabei doch ein unnützes Leben führen. Mögen jene Leute fasten, die nichts zu thun haben, oder die ein Vergnügen daran finden. Ein Gebot für Alle ist es nicht. Was sind das für Leute, die so sprechen? Gewiß sind es solche, denen es überhaupt um ein christliches Leben und Streben nicht Ernst ist, die auch nach Gottes Geboten nicht fragen, die sich über die wesentlichsten Dinge der Religion hinaussetzen, und sie als unwesentliche und äußerliche Dinge ansehen. Sie sagen: Wenn man sonst nach den Vorschriften seiner Religion lebt! — Wenn? Das ist eben die Frage, um die es sich dreht. Leichtsinnig setzen sie sich über dieses Kirchengebot hinaus, eben so leichtsinnig übertreten sie dann auch die übrigen Gebote

der Religion und der katholischen Kirche. Nicht einmal so viel Herrschaft haben sie über sich, daß sie in Speis und Trank sich etwas abbrechen wollen; wie werden sie erst ihren Leidenschaften, ihren ungestümmen Lüsten etwas versagen? Ihre Thaten müssen sie richten. Sklaven der Sinnenlust, des Stolzes, der Rachsucht, Verläumder, Lügner sind sie, alle bösen Leidenschaften sind bei ihnen losgebunden, und schwärmen einher in und außer dem Hause; und doch sagen sie: Wir brauchen dieses Mittel nicht, wir können uns schon selbst leiten und regieren! Nothwendig müssen solche Menschen den Zweck des Fastens verkennen, oder vielmehr gar keinen Begriff davon haben. Wenn die Kirche uns das Fasten empfiehlt, meint sie da etwa bloß: man solle weniger Speise zu sich nehmen und sich an gewissen Tagen vom Fleische enthalten? Hat sie dabei nichts Weiteres im Sinne, hält sie uns dieses als Zweck vor? Nein! vielmehr gerade nur als Mittel, um einen höheren Zweck zu erreichen. Und dieser Zweck ist bekannt genug. Wir sollen uns etwas Erlaubtes versagen, um desto leichter das Unerlaubte zu meiden, wir sollen unseren Leib kasteien, um ihn dem Geiste, d. i. dem Gesetze Gottes zu unterwerfen, um der bösen Begierlichkeit Zunder und Stoff zu nehmen, da ja nach dem Ausspruche des Apostels das Böse in unserem Fleische wohnt. Wir sollen geschickter und geneigter werden, die Werke der Liebe gegen den Nebenmenschen in Menge und mit beseligender Freude zu üben, fähig werden und wohlbereitet, das schwere Geschäft der Buße und der Rückkehr zu Gott in der österlichen Zeit zu bewerkstelligen. Wenn der Hausherr seinen Knechten gebietet, Licht und Feuer von der Scheune ferne zu halten, so hat der Befehl die Absicht, Brandschaden zu verhüten.

Durch das Fastengebot beabsichtet die Kirche, die Gläubigen vor dem noch weit gefährlicheren Sündenbrande zu bewahren.

2) Diejenigen haben keinen Fastengeist, welche zwar im Aeußern dem Kirchengebote sich unterwerfen, aber seinem Geiste nicht genugthun. Dahin gehören jene Genußmenschen, welche gerne bei beladenen Tafeln von ausgesuchten Fastenspeisen fasten möchten! Wo ist da ein Geist der Abtödtung, wo man nur in der Gattung der Speisen wechselt, aber die Eßlust nicht zügelt? Wo man nichts entbehrt, da überwindet man sich nicht, und wo man sich nicht überwindet, da fastet man auch nicht.

3) Jene genügen dem Gebote der Kirche nicht, die sich zwar in der Nahrung des Körpers den gehörigen Abbruch thun, dabei es aber auch bewenden, und ihre alten Sündengewohnheiten fortwuchern lassen. Das ist ein geist- und fruchtloses Fasten, wenn man dabei fortfährt, zornmüthig, aufbrausend, hart gegen seine Umgebung, mürrisch und verdrüssig zu seyn.

4) Jene verhöhnen das kirchliche Gebot, die sich mit dem Fasten den Ruf der Frömmigkeit erkaufen wollen, oder diejenigen, die auf Pharisäer Weise fasten, welche ihre Enthaltsamkeit und Abtödtung zur Schau trugen, traurige Mienen machten, und ihre Gesichter verstellten, damit es die Leute ihnen anmerkten. Wahrlich, solche haben ihren Lohn dahin. — Auch Jene thun nicht genug, die zwar ihre dürftige Lage und Armuth an sich schon fasten lehrt, die aber mit dieser Lage nicht zufrieden sind, die murren, und nach Ueberfluß dürsten. Dürftige machen sich aus ihren Entbehrungen dann ein verdienstreiches Fasten, wenn sie auch dafür Gott danken, sich freuen, so dem darbenden

und leidenden Heilande ähnlich zu werden, und von ihm allein die Linderung ihrer Noth erwarten, von ihm, der ja auch erst nach Leiden einging zur Herrlichkeit.

Die Begüterten machen ihre Entbehrungen fruchtbar, wenn sie das Erübrigte den Dürftigen mittheilen; denn dann haben sie mit dem Siege über sich selbst noch die Liebe gegen Andere verbunden. Zum Siege über sich selbst muß in der bevorstehenden Fastenzeit jeder von uns gelangen, wenn er dieselbe sich so zu Nutzen macht, daß, wie der heilige Ambrosius sagt, so viel dem Geiste zu gute kömmt, als dem Körper abgeht. Ueber die Kraft des mit Gebeth und Almosen verbundenen Fastens ist unter den Kirchenvätern nur Eine Stimme; alle sagen, das Fasten sey die stärkste Waffe, womit der Satan mit seinem ganzen Heere, den bösen Lüsten, niedergeschlagen werde. Und nach dem Worte Christi giebt es eine Gattung von bösen Geistern, die nicht anders als durch Gebeth und Fasten ausgetrieben wird. In der That, die Fleischeslust ist ein solcher böser Geist, der nur durch diese Waffen überwältigt wird. — Allen Ständen werde die bevorstehende Fasten die Zeit des Heils und der Rückkehr zu Gott. Die Eheleute lehre sie friedliche und treue Liebe, und wehre ab von ihnen übermäßige Sinnlichkeit. Den Ledigen flöße sie ein den Geist der Reinigkeit und Abscheu gegen alle Ausschweifungen. Den Harten erweiche sie das Herz, allen Sündern aber gewähre sie Reue, Besserung und sittliche Auferstehung. Das wolle Gott uns Allen gewähren! Amen.

Inhalt.

	Seite
Der erste Sonntag im Advent. I.	1
Der erste Sonntag im Advent. II.	13
Der zweite Sonntag im Advent.	25
Dritter Sonntag im Advent.	41
Vierter Sonntag im Advent.	51
Sonntag nach Weihnachten.	59
Sonntag nach der Beschneidung des Herrn.	70
Der erste Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.	81
Zweiter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.	89
Dritter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.	106
Vierter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.	115
Fünfter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.	133
Sechster Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.	144
Sonntag Septuagesimä.	157
Sonntag Sexagesimä.	172
Sonntag Quinquagesimä.	190
Anrede am Sonntag Quinquagesimä.	213

Im Verlage von C. F. Meyer in Weissenburg a. S. ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliothek der vorzüglichsten **Kanzelredner** des **Auslandes.** Herausgegeben von einem Vereine kathol. Geistlichen. I. Abtheil. 1—138 (Schluß-) Heft. (P. N. T. de **Mac-Carthy** Predigten. 1r u. 2r Bd.) gr. 8. geh. à 24 kr. od. 6 gr.

— — dieselbe. II. Abth. 1 — 48 Heft. (A. **Vieira** Predigten. 1r Bd. Adventspredigten.) gr. 8. geh. à 24 kr. od. 6 gr.

Auch u. d. Titeln:

Mac-Carthy, d. G. J., P. Nic. Tuite de, **Predigten.** Aus dem Französischen von einem katholischen Geistlichen. Vollständig in 2 Bden. gr. 8. 5 fl. 24 kr. od. 3 Thlr. 8 gr.

Vieira, d. G. J., A., **Predigten.** Zum erstenmale aus dem portugies. Original übersetzt von Dr. Fr. J. Schermer. 1r Thl. Auch u. d. Titel: Adventspredigten. gr. 8. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr. 4 gr.

Nicht allein alle katholisch-theologischen Journale, sondern auch das protestantische Repertorium der Literatur von Gersdorf fällen das ungetheilteste Lob über vorstehende Predigten; so sagt dieses: „Mit dieser Bibliothek beginnt ein Unternehmen, das im katholischen Teutschland einer beifälligen Aufnahme sicher seyn kann, aber auch von protestantischen Geistlichen beachtet zu werden verdient.“ Und der Katholik von Weis sagt in einer ausführlichen Anzeige, die sieben Druckseiten umfaßt, unter Anderm Folgendes: „Es ist eine höchsterfreuliche Erscheinung, unter den vielen, geringen und mittelmäßigen Leistungen der homiletischen Literatur, womit die Welt in unsern Tagen überschwemmt wird, auch ein Mal etwas **wahrhaft Vorzügliches** zu entdecken. Referent nimmt keinen Anstand, die hier gebotene Predigtsammlung mit aller Freude zu begrüßen, und hofft, derselben auch um ihrer Vorzüglichkeit willen von allen katholischen Lesern den gleichen Enthusiasmus entgegengebracht zu sehen.“

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Düx, Johann Martin

Der Ruf des Evangeliums ein vollständiger Jahrgang von Predigten über die sämmtlichen Evangelien des katholischen Kirchenjahres

Bd.: 1

Regensburg 1842
Hom. 381 mf-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10478416-0